

PRIESTERLICHE UMGANGSFORMEN

von

LUDWIG HERTLING S. J.

Neubearbeitung
5. Auflage

1 9 5 1
VERLAG FELIZIAN RAUCH INNSBRUCK

Imprimi potest. Viennae, die 7 Julii 1949.
Godefridus Heinzel, Praep. Prov. Austriae.

Imprimatur. Nr. 2483. Apostolische Administratur Innsbruck.
Innsbruck, 17. Oktober 1950.
Dr. Hackl, Vicarius delegatus.



Druck von Felizian Rauch Innsbruck.

EINLEITUNG

Dieses Büchlein wird vielleicht dem einen zu wenig bieten und dem andern zu viel. Dem einen zu wenig, weil darin längst nicht alle möglichen Fälle besprochen, längst nicht alle Anstandsregeln enthalten sind. Als Nachschlage- und Handbuch, wie man sich vorkommendenfalls zu benehmen habe, läßt es sich nicht recht gebrauchen. Das schadet aber nichts, dafür gibt es andere Bücher, wenn man schon durchaus den Anstand aus Büchern lernen muß. Dem andern bietet es vielleicht zu viel, weil darin Dinge behandelt werden, die man gewöhnlich gar nicht mehr unter den Begriff Umgangsformen oder Anstand faßt. Das ist aber mit Absicht geschehen. Das Büchlein möchte unbescheidenerweise geradezu eine kleine Tugendlehre sein, allerdings nicht für alle Tugenden des Priesters, aber doch für die eine, für die wir eben kein rechtes Wort haben als Anstand. Denn ich halte diesen Anstand, wie er hier beschrieben ist, wirklich für eine Tugend, eine sittliche, moralische Tugend, geradeso wie die Gerechtigkeit oder die Keuschheit oder die Sanftmut. Und daher möchte ich ihn auch ganz und gar übernatürlich aufgefaßt wissen. Man soll nicht nur fragen: Was nützt mir der Anstand? Wie weit muß ich mich zu benehmen wissen, um als Priester standesgemäß auftreten zu können, oder um

nicht ausgelacht zu werden? Sondern man soll diesen Anstand in sich selbst als etwas Schönes, Erstrebenswertes, wahrhaft Priesterliches betrachten. Der Priester braucht kein Kavalier zu sein, er sei aber auch kein bloßer Religionsdiener, kein bloßer Beamter. „Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum" (1. Petr. 2, 9).

Der Priester ist Liturge. Man redet und schreibt so viel über den Sinn und den Wert der gottesdienstlichen Zeremonien. Was sind sie anderes, als eine Regelung des offiziellen Verkehrs der Menschen mit Gott, eine Art Anstandskodex für den göttlichen Hofdienst? Wer kein Organ besitzt für irdische Höflichkeit, für Haltung und Formen, wie soll der Sinn haben für das bis ins Kleinste geregelte gottesdienstliche Zeremoniell?

Die Anstandslehre ist eine wirkliche Tugendlehre. Wie vieles hat der Ordensmann in seinen Regeln, das weiter nichts ist, als eine Regelung des gesellschaftlichen Verkehrs in einer Kommunität! Es heißt in den Regeln, daß er zu gemeinsamen Übungen, auch zu ganz profanen, z. B. zum gemeinsamen Tisch, pünktlich erscheinen soll; lehrt ihn das nicht auch schon die Höflichkeit? Er soll in den Räumen des Klosters Stillschweigen beobachten, und wenn er schon zu reden hat, soll er es leise tun; lehrt ihn das nicht auch der Anstand, daß man in einem Haus, wo die Sitte herrscht zu schweigen, nicht durch

Lärm und lautes Reden Störung verursacht? Überhaupt, daß man sich da, wo man lebt, an die andern anpassen muß, und sich um so enger anpassen muß, je enger das Zusammenleben ist?

Der Priester ist Erzieher, häufig wirklicher Jugenderzieher. Was kann er, außer dem Glauben und den Geboten Gottes, Besseres der Jugend mitgeben, als diesen edlen Anstand?

Freilich, wer diesen edlen Anstand besitzt, ist dadurch allein nicht schon ein idealer Priester. Aber wem er fehlt, dem fehlt sicher etwas vom Priesterideal.

Daß der Priester immer wieder den Verdächtigungen und Verleumdungen feindseliger oder skandalsüchtiger Leute ausgesetzt ist, läßt sich nicht ändern. Es wird uns nicht einfallen, unser ganzes Tun und Lassen nach den „Gegnern" einzurichten. Der priesterliche Anstand ist in sich etwas Erstrebenswertes, besonders da, wo er sich mit der Nächstenliebe berührt. Aber es ist zugleich nicht zu leugnen, daß sich der Priester eine Menge von peinlichen, bedenklichen und gefährlichen Situationen erspart, wenn er sich immer und überall innerhalb der Anstandsgrenzen hält.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen liegt es nahe, daß man bei jeder Anstandsregel sagen möchte: laßt uns in Ruhe mit solcher Gouvernanten-Weisheit! Wenn man keine richtige Wohnung hat und nichts zum Essen, Anziehen,

Heizen, dann soll man nicht an Lackschuhe und Glaçéhandschuhe denken. Das Leben ist hart und der Priester soll sich darein fügen, daß vieles nicht mehr geht, was früher gegangen ist.

— Gut. Vieles geht gegenwärtig nicht, was früher gegangen ist. Aber nicht umgekehrt: man darf jetzt vieles tun, was man früher nicht tun durfte! Die augenblickliche Not darf uns nicht dazu verleiten, unsern kostbaren priesterlichen Anstand über Bord zu werfen. Die gegenwärtige Lage gestattet uns nicht größere Freiheit, sondern zwingt uns zu größerer Selbstzucht und zu größeren Verzichten. Verwildern, Verproletarisieren, heißt schwach werden, den Verhältnissen unterliegen. Wir Priester wollen uns nicht unterkriegen lassen. Wir wollen es Freund und Feind, Inländern und Ausländern, zeigen, daß wir noch lang keine Kaffern sind.

Je enger die Menschen zusammengepfercht sind, je schwieriger eine einigermaßen menschenwürdige Lebenshaltung ist, desto mehr kommt es darauf an, daß jeder einzelne alles zusammennimmt, was er an Rücksicht, Selbstlosigkeit, Erziehung und Takt aufbringen kann. Können wir schon sonst der Not nicht abhelfen, so wollen wir sie wenigstens nicht durch unsere schlechten Manieren noch größer machen.

Schließlich noch eine Bemerkung, um Mißverständnissen vorzubeugen. Wenn in diesem Büchlein eine ganze Menge von Unarten beschrieben werden, so soll das nicht heißen, daß solche Unarten von vielen oder auch nur wenigen Geistlichen tatsächlich begangen werden, sondern nur, daß wir uns davor hüten sollen. Wenn ein Prediger bei Exerzitien vor allen möglichen Sünden und Lastern warnt, so will er ja ebenfalls damit nicht sagen, daß er alle diese bösen Dinge bei seinen Zuhörern voraussetzt.

KLEIDUNG

Der Geistliche hat bei uns zu Lande zwei Kleider: ein offizielles, ein Amtskleid — den langen Talar, die Soutane, zu der eigentlich auch das Birett gehört, und ein Straßenkleid, Ausgehkleid, — den halblangen Priesterrock, auch Soutanelle und weniger richtig Priesterzivil genannt. Den Talar trägt er bei allen liturgischen Funktionen, auch bei der Predigt, gleichviel, ob er darüber noch eine liturgische Gewandung anzulegen hat oder nicht. Ferner wenn er vor seinem Bischof erscheint. Es macht einen schlechten Eindruck, wenn es der Kaplan für einen „kurzen Segen" nicht der Mühe wert findet, den Talar anzuziehen, sondern den Chorrock über den kurzen Rock anlegt.

Sonst trägt man die Soutanelle oder den kurzen Rock. Zu dem ganz kurzen Rock, wie ihn die amerikanischen Geistlichen tragen, muß man sehr gut sitzende Hosen haben, sonst ist er unmöglich.

Der Rock, ob lang oder kurz, soll ein wirkliches Priesterkleid mit eigenem Schnitt sein, nicht etwa ein grauer Herrenanzug, zu dem man dann statt der Krawatte ein mehr oder minder sichtbares Kollar trägt. In konfessionell gemischten Gegenden soll der Priester durch die Kleidung nicht nur als Geistlicher, sondern als katholischer Geistlicher kenntlich sein. Oder schämt man sich dessen vielleicht?

Für den Ordensmann gelten natürlich die Kleidervorschriften seiner Regel gleichzeitig als Anstandsregeln.

Zu Hause kann sichs der Priester bequem machen, einen alten Talar als Schlafrock tragen oder auch einen kurzen, leichten Rock aus schwarzem Lüster oder sonst einem weniger heißen Stoff. Nur in Hemdärmeln sollte den Priester, wenigstens in der Stadt, niemand zu sehen bekommen, nicht einmal das eigene Hauspersonal. Man sage auch nicht allzuleicht: bei den Bauern schadet das nichts. Diese „Bauern" sind eine bequeme Ausrede für alle möglichen Untugenden. Die Bauern haben als Seelsorger lieber einen Herrn als ein bequemes Original.

Kann der Priester unter Umständen ganz in weltlicher Kleidung gehen, etwa in einem grauen Rock mit dunkler Krawatte, so daß er überhaupt nicht als Priester kenntlich ist? — Es handelt sich hier nicht um die kirchlichen Vorschriften, die in diesem Punkt recht streng sind, sondern darum, was der Anstand dazu sagt. Und der Anstand sagt dazu unter allen Umständen: Nein.

Warum? — Weil es eine Verkleidung ist, und sich verkleiden ist unanständig. Was würde man zu einer eleganten Dame sagen, die gelegentlich etwa als Arbeiterin verkleidet und un-

kenntlich gemacht in die Stadt geht? Oder zu einem Herrn, der, um ungestört zu sein, einen falschen Bart anlegt und sich als Geschäftsausgeher maskiert? Das wäre entweder eine Verrücktheit, oder es wäre sehr verdächtig. Jedenfalls wäre es nicht anständig.

Man sage nicht: unanständig ist nur, was von andern bemerkt wird. Denn erstens ist der Anstand eine absolute Tugend, keine relative, das heißt man ist nicht bloß der Leute wegen anständig. Und zweitens wird der Priester erkannt, wenn er in Weltkleidern geht, wenn nicht jedesmal, so doch irgendwann und irgendwo. Da kann er Gift darauf nehmen.

Aber auf Reisen? Im Gebirg? Soll man im Talar Gletschertouren machen? — Im Talar nicht, aber doch als Priester kenntlich und nicht in einem unwürdigen Aufzug. Oder was macht das für einen Eindruck, wenn die Gläubigen in der Frühe den fremden hochwürdigen Herrn sehr andächtig haben zelebrieren sehen, und eine halbe Stunde später zieht er fröhlich zum Dorf hinaus, in der Ledernen, mit gestickten Hosenträgern, womöglich noch in Damengesellschaft!

Manche meinen vielleicht, man solle in Zivil gehen um Aufsehen zu vermeiden, um die „Gegner" nicht zu reizen. Das wäre ganz falsch. Wenn sich die Geistlichen überall öffentlich zeigen, dann macht das eben mit der Zeit kein Aufsehen mehr. Und wenn einem wirklich einmal

auf der Straße ein Betrunkener oder ein Narr ein Schimpfwort nachruft, ist denn das ein so großes Unglück?

Der Priester degradiert sich durch Ziviltragen. Im geistlichen Rock, auch in einem alten und abgetragenen, sieht er immer irgendwie ehrwürdig aus, wie ein Herr; sobald er in Zivil erscheint, sieht er aus wie ein Stromer oder Flüchtling. Aber die Not? Die alten Röcke sind aufgetragen, neue bekommt man keine, es gibt keinen Stoff, man hat kein Geld. — Die Eltern bringen es fertig, wenn auch mit den größten Opfern, ihre Kinder halbwegs anständig gekleidet zur Schule zu schicken, der Beamte bringt es fertig, in einem einigermaßen würdigen Gewand aufs Amt zu gehen, und wir sollen es nicht fertig bringen? Und ist denn die Not wirklich so groß, daß wir statt des schwarzen Kollars eine grüne Krawatte tragen müssen?

Die Priesterkleidung soll sauber sein, sogar bis zu einem gewissen Grad elegant. Sie ist an sich elegant, sowohl die schwarze Farbe als der Schnitt, beim Talar wie bei der Soutanelle. Und das ist recht. Der Priester steht gesellschaftlich hoch.

Nun kommt es für die Eleganz eines Kleidungsstückes weniger darauf an, daß es recht neu ist, sondern daß es gut sitzt. Ein gut sitzender, nach Maß gemachter Rock sieht auch nach Jahren, wenn er schon recht fadenscheinig und

spiegelnd geworden ist, immer noch gut aus; der fertig gekaufte, schlecht sitzende ist sofort ordinär, sobald der Fabriksglanz verschwunden ist. Das gilt fast noch mehr von den Schuhen. Überhaupt erkennt man den Gentleman mehr am Schuhwerk und an der Wäsche als am Rock, den er trägt.

Steife Manschetten zu tragen wird wohl niemand mehr vom Priester verlangen.

Darf der Priester auf der Straße ohne Hut gehen? — Die Sitte ist jetzt in manchen Gegenden so allgemein, daß man kaum etwas dagegen sagen kann. Es sieht etwas ungeniert aus. Das schadet für gewöhnlich nichts. Zu feierlicheren Gelegenheiten, auf den Friedhof oder zu einem Anstandsbesuch, muß man auch jetzt den Hut mitnehmen. Schwarze Glaçéhandschuhe braucht man nicht einmal bei feierlichen Gelegenheiten.

Wenn man einen Hut trägt, darf er nicht schief und nicht zu weit hinten sitzen, sondern auf der Stirn an der Haargrenze (wenn man noch Haare hat). Das Kollar soll am Hemd befestigt sein oder doch jedenfalls so fest sitzen, daß es sich nicht verschiebt. Es sieht abscheulich aus, wenn hinten beim Genick ein Stück Kragen herausschaut oder vorn auf der Brust ein Stück Hemd sichtbar wird.

Also der Priesterrock soll sauber sein, nicht fleckig, speckig, durchgeschwitzt. Noch mehr soll

der Mann selber sauber sein. Er braucht durchaus nicht alle Exzesse moderner Körperkultur und Kosmetik mitzumachen. Aber sich jeden Tag rasieren ist kein Exzeß. Es ist mit dem Rasieren wie mit dem Beichten: je seltener man es tut, desto schwerer ist jedesmal der Entschluß. Die Haare sich lang wachsen lassen wie ein Klaviervirtuose wäre für den Priester unfein; sich den Kopf mit Öl vollschmieren erst recht. Aber er braucht auch nicht kurzgeschoren wie ein Sträfling herumzugehen. Ein kleiner Scheitel, nicht auffallend geschniegelt und verklebt, und sich häufig die Haare waschen, auch wenn sie dadurch ein bißchen spröde werden, das wäre das Richtige. Und wenn die Glatze kommt, lassen wir sie kommen, ohne von rechts und links Fäden darüber zu ziehen. Eine ordentliche Glatze steht dem Priester sehr gut.

Ganz besonders soll der Priester die Hände pflegen. Die dürfen geradezu schön sein. Er teilt damit die heilige Kommunion aus. Sie sind wie ein Paramentenstück. Er soll sich natürlich nicht parfümieren, aber die Hände dürfen doch ganz leicht nach einer guten Seife duften. Die Nägel sollen gepflegt sein und keine Trauerränder von Schnupftabak oder dergleichen haben, die Konsekrationsfinger sollen keine gelben Zigarettenflecken tragen. In der Pflege der Hände kann der Priester nicht leicht des Guten zu viel tun.

Wäsche wechseln soll man häufig, und sich nicht dadurch, daß man bei der Priesterkleidung die Wäsche nach außen weniger sieht als bei weltlicher Tracht, verführen lassen zu sparen. Zweimal in der Woche, die Strümpfe (und das Taschentuch!) noch öfter, ist auch für einen Priester nicht übertrieben.

Vergessen wir nicht, daß wir infolge vom Zölibat Junggesellen sind. Und wenn wir alt werden, so werden wir alte Junggesellen. Damit ziehen ins Priesterleben leicht alle die Unarten ein, die so ein alter Junggeselle an sich hat: Vernachlässigung, Unsauberkeit, Schlampigkeit, Originalität im übeln Sinn, und niemand ist da, der uns diese Unarten austreibt, wenn wir's nicht von früh an selber tun.

ESSEN

Ich gestehe offen, daß ich noch niemals Austern gegessen habe und auch nicht weiß, wie man sie ißt. Und ich schäme mich dieser Unkenntnis nicht einmal. Vielleicht gibt es hochwürdige Mitbrüder, die keine Krebse elegant verspeisen können. Auch das schadet gewiß nichts, und ich würde solche entlegene Tafelkünste in diesem Büchlein auch dann nicht beschreiben, wenn ich sie selber verstünde. Was für den Priester und für den Gebildeten überhaupt notwendig ist, ist, daß er erstens appetitlich essen kann und zweitens die allgemeinen Bräuche kennt, auf die die Gebildeten bei Tisch Wert legen. Appetitlich essen soll man immer, auch wenn man allein speist. Von den Bräuchen kann man sich dann und wann dispensieren, besonders wenn man allein ißt oder im vertrauten Kreis.

Zum appetitlichen Essen gehört, daß man kein Geräusch verursacht, also die Suppe und das Getränk nicht schlürft, nicht mit den Lippen schnalzt oder schmatzt, was dann geschieht, wenn man beim Kauen den Mund offen läßt oder öffnet. Schon gar, daß man keine Töne wie Aufstoßen und dergleichen von sich gibt. Auch das Räuspern, Husten und Schneuzen wird man bei Tisch möglichst beschränken, es handelt sich dabei ja meist nur um schlechte Gewohnheit und Unbeherrschtheit. Merkwürdig ist nur, daß nie-

mand sich selber hört und man sich immer nur über andere entrüstet.

Unappetitlich ist es ferner, wenn man mit dem Messer Mißbrauch treibt. Daß man das Messer niemals zum Mund führt, auch nicht um Kuchen oder Käse zu essen, versteht sich von selbst. Aber man benützt das Messer auch nicht zum Schneiden von Kartoffeln, Gemüse, Fisch, Mehlspeisen. Mit dem Messer darf man eigentlich nur das Fleisch schneiden. Und von dem Fleischstück, das man auf dem Teller hat, schneidet man nur einen Bissen herunter, schiebt dann mit dem Messer ein wenig Zuspeise auf den Fleischbrocken, den man inzwischen mit der Gabel festhält, und führt dann das Päckchen mit der Gabel zum Mund. Erst das ganze Fleisch in kleine Stückchen zerschneiden, gilt als unfein, und erst recht unerlaubt ist es, sich auf dem Teller aus Gemüse, Kartoffeln und Fleisch einen Brei zurechtzuquetschen.

Viele können Messer und Gabel nicht richtig halten. Ißt man mit dem Löffel oder mit der Gabel allein, so hält man sie in der rechten Hand und zwar nach Art eines Federhalters, nur nicht so weit unten. Benützt man Messer und Gabel gleichzeitig, so ist das Messer rechts, die Gabel links, und beide werden so gehalten, daß der Griff in die hohle Hand zu liegen kommt. Sehr unschön ist es, wenn man zu Beginn der Mahlzeit Teller und Eßbesteck mit der

Serviette putzt. Es ist meist nur schlechte Gewohnheit, für den Nachbar unappetitlich und für den Gastgeber beleidigend. Höchstens im Speisewagen oder in einer Gartenrestauration darf man ein wenig über den Teller wischen.

Was man auf dem Teller hat, muß man essen, wenn es nicht gerade Hühnerknochen oder Fischgräten sind. Etwas als ungenießbar liegen lassen, beleidigt die Hausfrau. Diese Regel kann oft recht hart sein. Der Priester kann sich da prüfen, wie weit er es in der Abtötung gebracht hat. Muß doch etwas übrig bleiben, Knochen, Kirschkerne u. dgl., so legt man sie mit der Gabel auf dem Rand des Tellers zusammen, niemals auf das Tischtuch oder in den umgedrehten Suppenlöffel (falls man ihn verbotener Weise nach der Suppe behalten hätte). Natürlich heißt das Gebot alles zu essen nicht, daß man die Knochen abnagen und den Teller auslecken soll wie eine Katze. Manche spießen zuletzt ein Stück Brot auf die Gabel und fegen den Teller wie ein Straßenkehrer. Das mag recht schmackhaft sein, wenn ein Rest von Bratensauce zurückgeblieben ist, aber für den Zuschauer ist es unappetitlich.

Kuchen oder Torte ißt man mit einer Gabel oder einem kleinen Löflel. Wenn keiner da ist, bleibt nichts übrig, als ein reines Messer zu nehmen, sich Stückchen für Stückchen abzuschneiden und mit den Fingern zum Mund zu führen. Ähnlich macht man es beim Käse. Da legt man

das abgeschnittene Stückchen auf ein kleines Stück Brot und ißt das ganze mit der Hand. Wenn man einen runden Kuchen anschneidet, muß man spitze Sektoren schneiden, niemals Streifen. Das hat den Grund, daß alle gleich viel von der Kruste bekommen sollen, auf die manche besonders Wert legen.

Äpfel und Birnen schneidet man in vier oder mehr Sektoren und schält sie. Dabei benützt man nur die Finger und das Messer, nicht die Gabel. Wenn die Finger dabei voll Obstsaft werden, wischt man sie an der Serviette ab. Eigentlich sollte man dazu eine Schale mit Wasser serviert bekommen, aber das geschieht jetzt nur mehr in sehr altmodischen, feinen Häusern. Zu Hause kann man das Schälen unterlassen, wenn man will. Pfirsiche und Pflaumen braucht man überhaupt nicht zu schälen. Beim Ausspucken der Kerne, Traubenschalen usw., muß man wenigstens die Hand vorhalten. Eigentlich sollte man diese Dinge mit einem kleinen Löffel oder einer Gabel von den Lippen wegnehmen.

Da die Menschen auch bei Tisch nervös sind und man nicht schnupfen oder rauchen darf, stellt man zum Zeitvertreib Brot auf. Das Stück, das man sich davon abschneidet (eigentlich sollte es schon geschnitten auf den Tisch kommen), darf man nicht mit dem Messer weiter zerschneiden. Man beißt auch nicht, sondern bricht davon ab, dreht aber natürlich keine Kügelchen daraus.

Die Brösel, die zum Schluß um den Teller herumliegen, überläßt man ihrem Schicksal. Sie zuletzt in den Teller hineinfegen ist abscheulich. Die alten Mönche sammelten die Brosamen aus Ehrfurcht vor der Gottesgabe und auf dem Land herrscht noch zuweilen diese Sitte. Solche Volksbräuche mögen erbaulich oder kulturgeschichtlich interessant sein, aber an einer modernen Tafel verzichtet man auf die Kulturgeschichte.

Bevor man trinkt, wischt man sich den Mund mit der Serviette, damit das Glas keinen Fettstreifen bekommt. Man wartet aber, bis man mit dem Kauen fertig ist.

Das Brot in die Kaffeetasse einbrocken ist häßlich, es eintauchen ist nicht viel besser. Man ißt einen Bissen Brot und trinkt dann einen Schluck Kaffee. So wechselt man ab, bis man fertig ist. Auch das ist nicht schön, wenn man den ganzen Kaffee aus der Schale herauslöffelt. Immerhin ist es besser, als wenn man die Schale in einen Suppenteller umstürzt und das Ganze, natürlich mit eingebrocktem Brot, wie eine Suppe verzehrt.

Daß man nicht zu viel ißt, ist selbstverständlich; aber man braucht auch nicht den Asketen zu spielen. Wenn man bei Tisch von weiblichen Wesen, besonders Klosterfrauen, bedient wird, muß man vorsichtig sein. Klosterfrauen nötigen einen immer zuzugreifen, und in der Klosterküche wird dann über den Appetit des geistlichen

Herrn gelacht. Wenn man selbst Hausherr ist, nötige man niemand zuzugreifen, auch wenn einer die Hauptspeise vorübergehen läßt. Vielleicht ist er schon satt oder muß Diät halten, das geht mich nichts an. Nichts ist peinlicher, als wenn man aus lauter Güte einen fetten Brokken auf den Teller gelegt bekommt, den man nicht haben will und dann anstandshalber hinunterwürgen muß.

Man achte bei Tisch auf eine stramme Körperhaltung. Die Ellenbogen stützt man nicht auf, die Arme dürfen höchstens beim Handgelenk den Tisch berühren. Sehr wichtig ist, daß man die Ellenbogen stets nach unten, am Körper anliegend hält, nicht mit ihnen in der Luft herumfährt wie ein schlechter Violinspieler. Man müßte während des ganzen Essens unter jedem Arm ein Buch halten können. Man darf auch nicht unterm Tisch die Beine kreuzen und erst recht nicht mit dem Stuhl wippen. Kleine Leute neigen sich gern aus Bequemlichkeit so nahe über ihren Teller, daß die Suppe beinahe von selber in den Mund fließt. Dazu lassen sie dann die unbeschäftigte linke Hand unter den Tisch fallen. Jede solche Faulheit in der Körperhaltung ist beim Essen deshalb so anstößig, weil sie immer nach Gier, Gefräßigkeit und Unbeherrschtheit aussieht. Man muß beim Essen zeigen, daß man sich in der Gewalt hat.

Wenn nicht serviert wird, lasse man die Schüs-

seln der Reihe nach herumgehen und weigere sich nicht zu nehmen, bevor alle andern bedient sind. Dabei stellt man die Schüssel oder Platte immer links von sich auf den Tisch, bevor man herausnimmt. Man achte in unauffälliger Weise darauf, daß die Portionen auch für die andern reichen. Nicht einen Berg auf den Teller häufen und denken, in der Küche wird noch etwas sein zum Nachbestellen. Besonders bei feineren Speisen ist das oft nicht der Fall. Ganz ungezogen ist es, an der Schüssel zu riechen oder gar zu kosten, bevor man sich nimmt. So etwas darf man selbst im vertrautesten Kreis nicht tun, und damit man sich nicht vergißt, soll man sich solche Unarten nicht einmal dann gestatten, wenn man allein speist.

Ein Zahnstocher ist manchmal eine sehr wünschenswerte Sache, doch benütze man ihn nur in dringenden Fällen und möglichst unauffällig, am besten jedoch gar nicht. Immerhin ist es besser den Zahnstocher zu benützen, als an den Zähnen (oder dem künstlichen Gebiß!) herumzusaugen und dabei unappetitliche Geräusche zu erzeugen. Die Finger gebrauche man nie zum Reinigen der Zähne, auch nicht hinter der Serviette, und wenn man vor Zahnschmerzen zu vergehen meint. Man kann da wieder sehen, wie weit man in der Abtötung ist.

Schnell essen ist ungesund, aber man soll un-

gefähr mit den übrigen fertig werden und nicht jedesmal die ganze Tafelrunde warten lassen.

Wenn man fertig ist und noch sitzen bleiben muß, legt man die Hände beim Handgelenk auf den Tisch und hält sie ruhig. Bringt man das nicht ungezwungen fertig, so lege man sie auf den Schoß. Den Stuhl zurückschieben, die Beine kreuzen und sich's bequem machen, sobald man fertig ist, geht natürlich nicht. Das Zeichen zum Aufstehen gibt die Hausfrau; wenn sie nicht da ist, der Hausherr, sonst der Vornehmste unter den Anwesenden. Sich nach Tisch „Mahlzeit" oder etwas Ähnliches zu wünschen, ist veraltet, jedenfalls warte man, ob der Hausherr es noch tut; wenn ja, dann erwidert man den Wunsch.

Es gibt auch bei Tisch übertriebene Feinheiten, durch die man sich lächerlich macht. Vor langer Zeit hat es bei manchen als fein gegolten, den kleinen Finger wie einen Stachel hinauszustrecken, wenn man Gabel, Messer, Trinkglas oder sonst etwas anfaßt. Ebenso gewisse Redewendungen, während man sich bedient: „Ich bin so frei!" Das ist lächerliche Geziertheit. Man darf auch ruhig das letzte Stück aus der Schüssel nehmen, vorausgesetzt, daß alle andern bedient sind, und braucht nirgends einen Anstandsbrocken liegen zu lassen. Seinen Wein kann man ruhig genießen, ohne den Anwesenden zuzutrinken, und wenn man eine neue Flasche entkorkt,

braucht man nicht die ersten Tropfen ins eigene Glas zu gießen. Wer appetitlich, unauffällig und bescheiden zu essen versteht, hat nicht nötig, durch solche längst aus der Mode gekommenen Mätzchen seinen Manieren nachzuhelfen.

Die Serviette hat man früher in den Halskragen gesteckt, wenn nicht gar um den Hals gebunden. Vielleicht wird das in fünfzig Jahren wieder Mode. Praktisch war es jedenfalls. Jetzt ist es aber höchst unfein. Man legt die Serviette in einen Streifen gefaltet auf die Knie. Wo sich jedoch die alte Sitte erhalten hat, z. B. in Klöstern, kann man sie ruhig mitmachen, im Gegenteil, man würde anstoßen, wenn man auf einmal feiner sein wollte als alle Anwesenden.

Dagegen stößt der Priester nicht an, wenn er frömmer ist als die Anwesenden, wenn er still für sich ein Tischgebet spricht, auch wo die übrigen es nicht tun. Selbst Andersgläubige erwarten das vom Priester. Dabei genügt ein andächtiges Kreuzzeichen. Ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee kann er aber trinken ohne zu beten.

In Klöstern ist es üblich, daß bei Tisch vorgelesen wird. Das ist sehr bequem. Man ist dann der Mühe überhoben, Konversation zu machen. Wenn man reden muß, so rede man nicht mit vollem Mund und vermeide drei Gesprächsgegenstände: das Essen, die Gesundheit und die Politik. Das ist eine goldene Regel.

Ganz fremde Leute redet man einfach mit Sie an, z. B. in der Eisenbahn: Darf ich Sie bitten, ein wenig auf meinen Platz achtzugeben? oder: Macht es Ihnen etwas, wenn ich das Fenster aufmache? Nur darf man nicht den Satz mit Sie anfangen, wie der Wiener Packträger: Sö, Herr!

Wenn man jemand kennt, sagt man den Titel: Herr Doktor, Frau Direktor, oder wenn sie keinen haben, Frau Müller. In Österreich muß man leider noch manchmal Gnädige Frau sagen, obwohl das ein schrecklicher Titel ist. Der Gnädige Herr (Gnä Herr) ist dagegen nicht einmal mehr beim Wiener Hausknecht üblich.

Selbstverständlich gibt man immer den höchsten Titel, den der betreffende hat, also Herr Medizinalrat und nicht Herr Doktor. Aber jeden Studenten Herr Doktor, jeden Gendarmen Herr Inspektor und jeden Baron Herr Graf zu nennen, überläßt man den Kellnern, die dafür ein Trinkgeld erwarten.

Manche Titel sind dumm. Das kann man nicht ändern. Wenn einem eine Titulatur nicht gefällt, so kann er etwa in der Zeitung dagegen schreiben oder seine Sache im Parlament zur Sprache bringen, aber im gesellschaftlichen Umgang wird er die richtigen Titel geben müssen, auch wenn sie noch so dumm sind. Bei manchen Titeln bricht man sich fast die Zunge, Herr Oberlandesgerichtsrat ist ein schreckliches Wort. Aber der Mann heißt nun einmal so, und da kann ich ihn nicht aus Bequemlichkeit Herr Rat oder Herr Doktor nennen. Den Titel gibt man aber nur das eine oder andere Mal. Im Verlauf des Gespräches kann man ruhig zuweilen Sie sagen.

Bis daher ist alles ziemlich einfach. Nun kommen aber die Adeligen. Deren gibt es viele, und auch der Priester hat dann und wann mit solchen zu tun. Er mag über den Adel im allgemeinen denken wie er will, aber im gesellschaftlichen Umgang darf er niemand von seiner Höflichkeit ausschließen.

Den „Herrn von" (Ritter v., Edler v.) muß man mit seinem Namen anreden, also „Guten Tag, Herr v. Soundso." Ebenso macht man es mit der Frau v. Soundso und dem Fräulein. In Norddeutschland ist es üblich, auch die Mitglieder freiherrlicher Familien so anzusprechen: Herr v. Richthofen, Frau v. Wangenheim, Fräulein v. Maltzahn. Sonst sagt man dem Freiherrn: Baron Soundso (nicht Herr Baron), seiner Frau: Baronin (ohne Namen), seiner unverheirateten Tochter ebenfalls Baronin. Ebenso redet man den Grafen an: Graf Thun, seine Frau: Gräfin, seine Tochter: Gräfin. Comtesse und Baronesse wird nicht mehr gebraucht.

Fürstliche Personen, Fürst, Fürstin, Prinz, Prinzessin, hat man früher mit Durchlaucht angeredet (auf der ersten Silbe zu betonen). Das tut

man jetzt nur mehr schriftlich. Im mündlichen Verkehr sagt man: Fürst Auersperg, Fürstin, Prinz Soundso und Prinzessin. Im Verlauf des Gesprächs sagt man auch hier ruhig Sie.

Wenn man mit Mitgliedern regierender oder seit dem Wiener Kongreß regiert habender Häuser zu tun hat, also mit kaiserlichen, königlichen und anderen Hoheiten, so tut man gut, sich vorher zu erkundigen, was man zu sagen hat. Überhaupt halte man die Zeit nicht für verloren, die man auf Erkundigungen verwendet, wie man die Leute, adelig oder nicht, mündlich oder im Brief anzureden hat. Auch sehr hochgestellte Personen tun das.

Übrigens nehmen es gerade die Adeligen dem Priester meist nicht übel, wenn er nicht alle Feinheiten weiß. Viel eher, wenn er zu familiär sein will, als wenn er selbst einer von ihnen wäre. Wenn die Adeligen untereinander die Gräfin B. die „Hexi B." nennen, so bleibe man steif dabei von ihr als „Gräfin Adelheid B." zu sprechen. Erst recht darf man nicht den Korrektor spielen wollen. Wenn z. B. einer von seiner Umgebung Baron genannt wird, obwohl ihm strenggenommen nur der Titel „Herr v." zukäme, so nenne man ihn auch Baron.

Adelige Kinder redet man mit dem Vornamen und Du an und vermeide alle Anspielungen auf ihren Stand, im guten und im üblen Sinn. Wenn man einem solchen Kind etwa in der Schule

sagen würde: Glaubst du, weil du von Adel bist, darfst du dir alles erlauben? so würde das von dem Kind als grobe Taktlosigkeit empfunden werden. Wenn sie sich dem erwachsenen Alter nähern, sagt man Sie und setzt (natürlich nicht in der Schule) den Titel zum Vornamen: Graf Max, Prinzessin Marie. Wenn man mit dem Vater von seinen größeren Kindern spricht, muß man auch sagen: die Gräfin Mizzi. Spricht man mit jemand über dessen Vater, so sagt man nicht Ihr Herr Vater oder gar Ihr Herr Papa, sondern Ihr Vater oder der Graf.

Eine andere schwierige Klasse sind die Geistlichen selbst. A priori kann man oft nicht wissen, wie ein hochwürdiger Herr angeredet werden muß, Herr Rat, Herr geistl. Rat (Bayern), Monsignore, Herr Domkapitular, Herr Prälat, Euer Gnaden. Hier ist es besonders notwendig, sich jedesmal vorher zu erkundigen, denn hier wird es dem Geistlichen viel leichter übel genommen, wenn er einen Fehler begeht. Auch bei Ordensleuten gilt das. Man sagt nicht „Herr Pater", denn Pater steht beim Ordensmann statt Herr. Er unterschreibt sich nicht Pater Soundso, sondern Kunibert Mohlberg OSB, ebenso wie sich der Laie nicht Herr Maier unterschreibt. Man redet also den Ordensmann mit Hochwürden an oder mit seinem Klosternamen: Pater Cyrill, oder wenn er keinen hat, mit dem Familiennamen: Pater Maier. Man muß aber auch wissen,

ob er nicht vielleicht P. Rektor oder P. Prior oder Herr Prior tituliert werden soll.

Trifft man einen fremden Geistlichen, der ein rotes Kollar und einen Ring trägt, so kann man zunächst „Hochwürdigster Herr“ sagen. Das ist auf jeden Fall nicht weit gefehlt.

Spricht man über einen Priester, so gebe man ihm gleichfalls seinen Titel: der Herr Kanonikus M., der Herr Stadtpfarrer N., nicht einfach der Herr Maier oder der Maier, wenn man den Dompropst meint.

Wenn man selber einen höheren Titel hat, Monsignore oder Päpstlicher Hausprälat, so lasse man sich ruhig damit anreden. Wenn ich einem alten Bekannten sagen würde: für Sie bin ich nicht der Prälat sondern bleibe der einfache Herr Pfarrer — so soll das vielleicht bescheiden aussehen, ist es aber nicht. Es sieht nämlich so aus, als ob ich mich durch meinen neuen Titel der Sphäre der gewöhnlichen Sterblichen entrückt fühlte. Beim Militär wird es einem Major nicht einfallen, sich aus Bescheidenheit Herr Hauptmann nennen zu lassen.

Alle Bischöfe haben den Titel Exzellenz. Wenn man zu einem Bischof kommt, macht man die Kniebeugung, und zwar eine ordentliche, bis hinunter, nicht nur einen Knix, und küßt den Ring. Das ist der Ritus. Der Bischof soll einem den Ritus nicht dadurch erschweren, daß er bescheiden die Hand wegzieht. Je unbefangener

und selbstverständlicher man solche Ehrungen erweist oder über sich ergehen läßt, desto mehr zeigt man, daß man sich persönlich nichts daraus macht. Wenn der Bischof auf der Eisenbahn oder auf der Straße in der Großstadt in einfacher Priesterkleidung geht, unterläßt man Kniebeugung und Handkuß.

Auch bei Klosterfrauen muß man sich erkundigen. Wer kann immer wissen, ob eine Oberin Schwester Oberin, Mutter Oberin, Frau Oberin, Würdige, Ehrwürdige, Sehr Ehrwürdige Mutter oder gar Mater oder Révérende Mère tituliert sein will? Der Geistliche darf nicht meinen, daß er kraft seiner priesterlichen Würde den Klosterfrauen gegenüber von der Höflichkeit dispensiert sei. Die Ordensfrau hat mindestens dasselbe Anrecht auf unsere Höflichkeit wie jede andere Dame.

Wie steht es mit Du oder Sie?

Einem alten Landpfarrer, der fast alle seine Pfarrkinder eigenhändig getauft hat, wird es niemand übel nehmen, wenn er zu allen Du sagt. Unter gewöhnlichen Umständen wird man sich jedoch an die allgemeinen Anstandsregeln halten, wenn man nicht in den Ruf eines geistlichen Originals kommen will.

Mit einem ehemaligen Mitschüler, auch wenn er nicht weiterstudiert hat, wird man das Du ruhig beibehalten. Dann und wann kann man auch einem wirklich guten Freund von annä-

hernd gleichem Alter und gesellschaftlichem Rang das Du antragen. Aber es ist gar nicht notwendig, daß der Herr Pfarrer mit seinem ganzen Stammtisch, Tierarzt, Oberförster und Bahnhofvorsteher, Brüderschaft gemacht hat. Solche unangebrachte Gemütlichkeit rächt sich oft in der Seelsorge.

Für Duzfreundschaften mit Frauenzimmern gibt es keine Entschuldigung. Manche fromme Seelen, Beichtkinder, bitten um das Du, natürlich nur so, daß der Geistliche ihnen Du sagen soll, nicht auch umgekehrt. Man hüte sich davor.

Jungen Burschen, besonders in der Stadt, sage man frühzeitig Sie, spätestens von dem Zeitpunkt an, wo sie auch in der Schule oder im Dienst so angeredet werden. Das muß man sogar dann tun, wenn man einen jahrelang als Schüler gehabt hat und ihn immer Du genannt hat. Einen Erwachsenen duzen und sich von ihm Sie sagen lassen, geht auf keinen Fall. Das ehrt diese jungen Leute, wenn der Priester sie wie vollwertige Menschen behandelt, und der Priester vergibt sich durchaus nichts, wenn er dem jungen Arbeiter oder dem Obergymnasiasten mit Respekt gegenübertritt.

Es kann vorkommen, daß ein Duzfreund zu hohen Würden aufsteigt und man nicht weiß, ob man ihn noch mit Du anreden darf. In diesem Fall ist es am besten zu warten, bis er selbst den Anfang macht. Redet er mich mit Du an, so

fahre ich ebenso fort, aber auch dann gelegentlich mit dem Titel: Exzellenz, darf ich Dir meinen Neffen vorstellen? In größerem Kreis, namentlich unter Fernstehenden, wird man noch zurückhaltender sein und nicht jeden Augenblick mit Du auftrumpfen. Unter Umständen kann man da sogar Sie sagen. Der hohe Herr versteht das und wird es als taktvoll empfinden. Im Privatbrief schreibt man als Anrede: Euer Eminenz! Hochverehrter Freund! und fährt dann mit Du weiter. Im amtlichen Schreiben gibt es kein Du.

Wenn Priesterkollegen sich gegenseitig duzen, so ist dagegen nichts einzuwenden. Aber es ist ein feiner Brauch in vielen Orden, niemals vom Sie abzugehen, und die Erfahrung lehrt, daß auch die herzlichste Priesterfreundschaft durch das von der Regel verlangte Sie nur gewinnt.

VORSTELLEN UND GRÜSSEN

Wenn man mit jemand zu tun hat, den man nicht kennt, so muß man sich ihm vorstellen. Eine Zeitlang hat es für „schneidig“ gegolten, beim Vorstellen nur den Namen zu sagen: Müller! Das ist aber unpraktisch, weil der andere ja wissen möchte, was ich bin und wie er mich anzureden hat. Man sagt also: Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, oder: darf ich mich vorstellen, Pfarrer Müller von Oberndorf. Wenn sich der andere dann auch vorgestellt hat, reicht man sich die Hand, aber ohne Phrasen wie „Freut mich sehr“ oder „Sehr angenehm“.

Vorzustellen hat man sich allen irgendwie Höhergestellten, allen akademisch Gebildeten im weitesten Sinn, wozu z. B. auch die Lehrer gehören, allen die einigermaßen auf gesellschaftliche Formen Anspruch machen, also etwa auch einem Dorfbürgermeister oder einem Vereinsvorstand. In einem Büro stellt man sich den einzelnen Angestellten nicht vor, wohl aber dem Chef, wenn man mit ihm zu tun hat.

Es stellt sich immer der vor, der zuletzt kommt. Sitze ich in einer Gesellschaft und es kommt ein Fremder, so warte ich, bis er sich mir vorstellt. Natürlich wartet man nicht ostentativ, sondern macht das mehr ungezwungen ab. Komme ich als Priester in eine größere, mir unbekannte Gesellschaft, etwa in einen Männerverein, so werde

ich mich dem Obmann vorstellen und den paar Herren, die gerade bei ihm sind. Wer mich sonst noch kennen lernen will, kann zu mir kommen.

Häufig wird man sich nicht selbst vorstellen, sondern durch einen gemeinsamen Bekannten vorstellen lassen. Man sagt dann: Bitte, möchten Sie mich dem Herrn Soundso vorstellen! Wenn ich mit einem Bekannten rede und es kommt ein dritter dazu, den ich ebenfalls kenne, so muß ich die beiden sofort einander vorstellen. Wenn man das unterläßt, kann es für die beiden sehr peinlich sein.

Beim Vorstellen gelten folgende Regeln: Ich muß immer den Tieferstehenden dem Höheren vorstellen, das heißt den Namen des weniger Vornehmen zuerst nennen. Der Herr wird immer der Dame vorgestellt, der Laie dem Geistlichen, die Jugend dem Alter, der mir Nahestehende dem mehr Fremden. Also: Gnädige Frau, darf ich Ihnen vorstellen: Dr. Schulz — Frau Direktor Schneider. Herr Hofrat, darf ich Ihnen meinen Bruder vorstellen: Mein Bruder Medizinalrat Müller — Hofrat Maier. Fräulein Schmitz — Herr und Frau Direktor Gruber. Ist der Betreffende ein ganz hoher Herr, dann nennt man seinen Namen überhaupt nicht: Exzellenz, darf ich Ihnen meinen Bruder Franz vorstellen.

Leute, denen man einmal vorgestellt worden ist, muß man sich merken, erstens, damit man sich ihnen nicht später wiederum vorstellt, und

zweitens, weil man sie von da an auf der Straße grüßen muß. Und zwar grüßt der zuerst, der vorgestellt wird, also nach der soeben angeführten Rangordnung grüßt der Tieferstehende den Höheren zuerst, der Herr die Dame, der Jüngere den Älteren. Mit dem Tiefer- und Höherstehen nimmt man es natürlich nicht genau. Es kommt nur auf wirkliche Unterschiede an, nicht auf zwei Jahre Altersunterschied. Der Priester steht gesellschaftlich hoch. Er wird vom Laien zuerst gegrüßt und muß seinerseits nur Priester, sehr hochstehende oder sehr viel ältere Laien und Damen zuerst grüßen. Übrigens ist es kindisch überall zu warten, bis man zuerst gegrüßt wird. Der Geistliche vergibt sich gar nichts, wenn er einmal zuerst grüßt, wo er nicht dazu verpflichtet ist. Priester grüßen einander auf der Straße immer (nur in Rom nicht), auch wenn sie sich nicht kennen. Klosterfrauen grüßt der Priester gewöhnlich auch.

Gehe ich mit einem Bekannten und er grüßt jemand zuerst, der mir fremd ist, so grüße ich mit. Wird er von einem Fremden gegrüßt, so muß ich gleichfalls danken.

Auch das Grüßen will gelernt sein. Man grüßt nicht erst unmittelbar, wenn man sich begegnet, sondern sechs bis sieben Schritte vorher. Den Hut nur ein wenig lüften, ist beinahe eine Beleidigung, fast schlimmer als kein Gruß. Man senkt den Hut etwa bis zur Schulterhöhe, und zwar

immer mit der rechten Hand. Die linke Hand darf man nicht in der Tasche behalten, während man grüßt. Zigarre oder Zigarette nimmt man aus dem Mund, wenn schon durchaus auf der Straße geraucht werden muß. Ganz hohe Persönlichkeiten kann man etwas langsamer und tiefer grüßen. Aber auch bei solchen ist es übertrieben, schon fünfzig Schritte vorher anzufangen, den Hut beinahe bis zum Boden hinabzuschwingen und dazu noch eine Verbeugung zu machen. Die Art, wie jemand grüßt, ist kein schlechter Gradmesser für seine Erziehung.

Man grüßt auch über die Straße hinüber, außer sie ist so breit und verkehrsreich wie die Mariahilferstraße in Wien. Wenn man keinen Hut trägt, bleibt nichts übrig als nach Art der Damen zu grüßen, mit einer mehr oder minder tiefen Kopfverneigung. Alle Arten von Verbeugungen, sei es auf der Straße oder im Haus, werden nur mit dem Nacken und dem oberen Teil des Rückgrates ausgeführt. Tiefer liegende Körpergelenke dürfen dabei nicht in Bewegung gesetzt werden.

Dieselbe Rangordnung wie beim Vorstellen und Grüßen hält man auch beim Rechts- oder Linksgehen. Also der Jüngere läßt den Älteren rechts gehen, der Herr die Dame. Aber wenn ich mit einem Bischof auf dem Bahnsteig auf und ab gehe, brauche ich nicht bei jeder Kehre auf

die andere Seite zu springen. Geht man zu dritt, so geht der Höchste in der Mitte.

Im Wagen sitzt der Höhere rechts. Wenn ich mit dem Bischof ins Auto steige, so muß ich darauf achten, wie das Auto steht, denn ich muß links vom Bischof zu sitzen kommen. Kommen wir also von rechts, dann steige ich zuerst ein, sonst muß ich nachher dem Bischof über die Knie klettern. Kommen wir von links, dann lasse ich den Bischof zuerst einsteigen.

Immer dieselbe Rangordnung gilt für den Vortritt, wenn man gemeinsam durch eine Tür geht. Nur beim Verlassen des eigenen Zimmers geht der Hausherr immer zuletzt. Wenn ich also aus dem Arbeitszimmer des Bischofs gehe und der Bischof geht aus irgend einem Grund mit, so gehe ich zuerst durch die Tür und lasse ihn die Tür schließen.

Wenn ich beim Bischof oder sonst einem höheren Herrn sitze und er steht auf, etwa um ein Buch aus dem Schrank zu holen, so stehe ich gleichfalls auf und bleibe so lange stehen, bis er sich wieder gesetzt hat. Dieselbe Regel gilt bei Damen. Wenn die Hausfrau aufsteht, um eine andere Dame zur Tür zu begleiten, müssen die Herren stehend warten, bis die zwei mit dem Verabschieden fertig sind. Das kann mitunter lang dauern, da sich die Damen gewöhnlich unter der Tür noch viel zu sagen haben.

BESUCHE

Zum gesellschaftlichen Verkehr gehört auch, daß man weiß, wann und wie man Besuche zu machen hat. Die allgemeinen Besuchsregeln gelten auch für persönlich Nahestehende; denn man glaube nicht, daß man langjährigen guten Bekannten keine Höflichkeit mehr schulde.

Es gibt reine Höflichkeitsbesuche, die auch der Priester nicht vermeiden kann. Wenn er ein neues Amt antritt, muß er seinen geistlichen und weltlichen Vorgesetzten, Kollegen, Gönnern und Mitarbeitern Besuche machen. Bei manchen von diesen wird es genügen, eine Karte abzugeben. Ebenso, wenn irgendwo ein Trauerfall, ein Jubiläum, ein Namenstag, eine große Ehrung oder etwas dergleichen vorkommt, wird man hingehen und einen Gratulations- oder Kondolenzbesuch machen. Solche reine Höflichkeitsbesuche macht man ganz kurz ab, fünf bis zehn Minuten genügen.

Wird man nicht vorgelassen, so gibt man seine Visitenkarte ab, oder wenn der Besuch einem Ehepaar gegolten hätte, zwei Karten, eine für ihn und eine für sie.

Der Priester soll Visitenkarten haben. Auf die Karte läßt man seinen Namen drucken und den hauptsächlichen Titel, den man hat. Also: Dr. Karl Hoffmann, Päpstl. Hausprälat. Oder: Alois Schäfer, Katechet. Rechts unten kommt die Woh-

nung hin. Aber nicht die Telephonnummer! Die Telephonnummer auf der Visitenkarte sieht immer nach Geschäftsmann aus. In einem besonderen Fall kann man sie mit Bleistift dazuschreiben. Selbst die Wohnung kann man weglassen, wenn sie selbstverständlich ist, z. B. bei einem Stadtpfarrer. Je weniger auf der Visitenkarte steht, desto eleganter sieht sie aus.

Durch bloßes Kartenabgeben erledigt man den sogenannten Gegenbesuch. Wenn z. B. ein höherer Beamter dem Pfarrer seinen Antrittsbesuch gemacht hat, dann schickt oder bringt der Pfarrer, womöglich am gleichen Tag, seine Karte dem Beamten in die Wohnung. So macht man es auch, wenn man, etwa zu einem Jubiläum, eine Menge Gratulationsbesuche auf einmal bekommen hat, die man erwidern muß. Dabei steckt man die Karte in den Briefkasten an der Tür und verschwindet ohne anzuläuten.

Bei sehr hohen Herrschaften wird häufig in einem Vorsalon eine Liste aufgelegt, z. B. am Neujahrstag oder bei einem Trauerfall. Da trägt man seinen Namen ein und verschwindet wieder, ohne Karten dazulassen.

Für wirkliche Besuche sind bestimmte Stunden üblich, allerdings nicht in allen Gegenden die gleichen. Man richte sich nach den örtlichen Gewohnheiten. In größeren Städten besucht man meist ziemlich spät. Kommt man zu früh, so

sieht es leicht aus, als ob man zum Nachmittagstee eingeladen werden wollte.

Wo man gut bekannt ist, geht man ohne weitere Zeremonien hinein, wartet aber auch da einen Augenblick im Vorhaus, bis man angemeldet ist. Sonst muß man der öffnenden Persönlichkeit seinen Namen nennen oder noch besser, seine Karte in die Hand drücken, damit sie weiß, wen sie anmelden soll. Man weiß freilich oft nicht, wer einem die Tür öffnet. An der Kleidung erkennt man nicht, ob man die Hausfrau, die Haustochter oder die Köchin vor sich hat. Das Sicherste ist, auf jeden Fall zu fragen: ist die Frau Direktor Maier zu Hause? Wenn sie es dann selbst ist, wird sie es schon verraten.

Wenn man zu Besuch ist und es kommt ein anderer Besuch, der der Familie näher steht, so verschwinde man beizeiten. Man achte überhaupt darauf, rechtzeitig die Tür zu finden, wie der Ausdruck lautet. Bei gesellschaftlich gut geschulten Personen tut man sich nicht schwer. Die machen ein paar Minuten sehr angeregt und liebenswürdig Konversation und auf einmal fühlt man, jetzt ist der Moment, wo der Besuch sein Ende erreicht hat. Man braucht dann keine fatale Ausrede anzuwenden: Verzeihen Sie, daß ich mich jetzt verabschiede, denn ich muß um sechs Uhr usw. So etwas macht immer den Eindruck von Unbeholfenheit. Weniger gewandte Leute erschweren einem das Hinausgehen aus lauter

Freundlichkeit, auch dann, wenn sie einen über alle Berge wünschen. Man lasse sich dadurch nicht verführen. Nach höchstens zehn Minuten geht man, und wenn noch so oft gesagt wird: Aber müssen Sie wirklich schon fort? Man hüte sich davor, in den Ruf zu kommen, daß man gern kleben bleibt.

Anders ist es natürlich, wenn man einen Pastoralbesuch macht, besonders bei einfachen Leuten. Die würden sich gekränkt fühlen, wenn man zu schnell wieder fortgeht, als ob einem ihr Haus nicht gut genug wäre. Da soll man sich gemütlich niederlassen, auch ein Glas Most oder ein Stück Hausgebäck nicht verschmähen, selbst wenn man weder hungrig noch durstig ist.

Empfängt man selbst einen Besuch, so muß man sich mit ihm beschäftigen, auch wenn es keine Respektsperson ist, und nicht z. B. Zeitung lesen oder einen Brief schreiben und ihn einstweilen warten lassen. Das darf man mit dem besten Freund, den man täglich sieht, nicht machen. Sobald der Besucher zur Tür hereintritt, steht man auf, außer man ist gichtleidend, legt Pfeife oder Zigarette beiseite, reicht ihm die Hand und läßt ihn sich niedersetzen. Das tut man auch bei ganz einfachen Leuten. Höchstens einen Geschäftsausgeher, der kommt um eine Rechnung einzukassieren, kann man stehend abfertigen, denn der will ja keinen Besuch machen. Wenn man weiterrauchen will, muß man dem

Gast ebenfalls anbieten, außer er ist ein sehr hoher Herr; dann darf man in seiner Gegenwart überhaupt nicht rauchen. Einen kleinen Imbiß anbieten, oder auch nur ein Schnäpschen, wird sich auf dem Land sehr empfehlen, wenn jemand von weit herkommt. In der Stadt tut man es nur bei sehr guten Bekannten, von denen man weiß, daß sie so etwas gern haben.

Solang der Gast bei einem ist, darf man nicht auf die Uhr schauen. Wenn er endlich geht, begleitet man ihn bis zur Wohnungstür.

Ein besonders schwieriges und wichtiges Kapitel sind für den Priester Damenbesuche jeder Art.

Der allgemeine Grundsatz ist, daß der Priester im Interesse seines guten Rufes weder Besuche von Frauen in seiner Privatwohnung empfängt, noch alleinstehende Frauen in ihrer Wohnung besucht. Allerdings läßt sich das nicht immer so leicht durchführen. Im Pfarrhaus geht es noch. Da hat man die Pfarrkanzlei oder eine Art von Sprechzimmer in der Nähe der Haustür, wenn es auch im Winter schwer möglich ist, so viele Räume zu heizen. Irgendwie wird sich im Pfarrhaus eine „Klausur“ einrichten lassen, so daß nicht alle möglichen Weiber in der Wohnung herumlaufen und bis in die Kaplanszimmer vordringen.

Aber wenn der Priester allein wohnt, und wie es jetzt oft der Fall ist, nur ein einziges Zimmer

hat? Im Schlafzimmer Damenbesuche empfangen darf auch der Laie nicht, der etwas auf sich hält. Der Priester muß sich da eine bestimmte Hausordnung machen, von der er nicht abgeht. Er muß die dienstlichen Besprechungen in der Schule, in der Sakristei, in den Büros und Vereinslokalen halten und auf private Geselligkeit und Gemütlichkeit verzichten. Das ist nicht zu ändern. Man sage nicht, im Interesse der Seelsorge muß man doch mit den Leuten verkehren und darf nicht wie ein Einsiedler leben. Denn gerade im Interesse der Seelsorge steht der gute Ruf des Priesters an erster Stelle. Die jetzigen schwierigen Wohnungsverhältnisse dürfen uns keinen Vorwand dafür liefern, um in diesem wichtigen Punkt lax zu werden.

Je höher der Rang, je feierlicher die Wohnung, desto mehr schützt das Zeremoniell das Dekorum. Der Apostolische Nuntius kann in seinen Amtsräumen einen Empfang geben, zu dem auch prominente Damen erscheinen. Aber der Kaplan kann nicht mit der Sopranistin vom Kirchenchor allein Kaffee trinken.

Manche können ihre Korrespondenz nicht bewältigen ohne Schreibfräulein. Wer ein eigenes Büro hat, in dem er nicht wohnt, kann dort Schreibkräften diktieren so viel er will. Aber in seinem Privatzimmer stundenlang mit einem Schreibfräulein zusammensitzen, schickt sich für einen Priester nicht. Wer einen so großen Betrieb zu leiten hat, daß er Sekretäre braucht, wird findig genug sein, um auch bei der größten Raumnot Einrichtungen zu treffen, die seinen guten Ruf nicht gefährden.

Bei Besuchen am Krankenbett muß man auf eine Menge Kleinigkeiten achten, um dem Kranken nicht lästig zu werden. Wenn man im Winter mit kalten Händen von draußen kommt, darf man dem Kranken nicht die Hand geben. Manche sind so empfindlich, daß ihnen schon die Luft von den kalten Kleidern unangenehm ist. Man darf auch nicht kurz vorher geraucht haben. Der Kranke will den Besucher sehen. Man stelle oder setze sich also neben das Fußende des Bettes, damit er nicht den Kopf drehen muß. Man achte aber darauf, daß man das Bett selbst nicht berührt, etwa gar den Fuß auf die Eisenstangen setzt. Jede kleinste Erschütterung kann für den Kranken peinvoll sein. Daher gehe man auch nicht dröhnenden Schrittes im Zimmer herum, daß die Bretter wackeln. Beim Reden zeige man nicht zu viel Mitleid oder Besorgnis, sondern eher eine gewisse ruhige Heiterkeit und Sorglosigkeit. Man empfehle keine Heilmittel und zeige nicht zu viel medizinische Kenntnisse. Jeder Besuch strengt den Kranken an und regt ihn auf, besonders wenn er Fieber hat. Man lasse ihn also möglichst wenig reden und bleibe nicht lang.

BRIEFE

Briefe schreiben ist eine Kunst.

Früher hat man bei der Erziehung viel mehr Sorgfalt darauf verwendet, zu anständigem Briefschreiben anzuleiten. Es ist daher nicht zu leugnen, daß die Briefkultur in unseren Tagen sehr gesunken ist. Dennoch ist auch heute noch ein formloser Brief eine grobe Unhöflichkeit.

Zunächst trachten wir, uns eine möglichst anständige Handschrift anzugewöhnen, ohne Schnörkel und Affektiertheiten, aber leserlich und sauber. Auch eine gewisse Ordnung gehört dazu, wie man die Schrift auf dem Blatt verteilt, daß man einen mäßigen Rand läßt, nicht die Zeilen verfilzt, nicht den Rand zuletzt noch kreuz und quer beschreibt, wie es geschwätzige Damen tun.

Für Geschäftsbriefe kann man sich Briefpapier mit Vordruck machen lassen, meinetwegen mit Schließfach, Postscheckkonto, Telephonnummer und Telegrammadresse. Solches Briefpapier jedoch zu Privatbriefen oder gar zu Anstandsbriefen zu benützen, ist nicht nur lächerlich, sondern geradezu unhöflich. Es soll vielleicht geschäftstüchtig aussehen, aber der hohe Herr, der ein solches Schreiben bekommt, wird sagen: Der schreibt an mich, als ob ich ein Holzhändler wäre. Einen Anstandsbrief, z. B. eine Kondo-

lenz oder einen Glückwunsch, darf man nicht einmal mit der Maschine schreiben.

Ganz hohe Herrschaften verwenden zwar Briefpapier mit Vordruck. Aber es ist dann ein steifer Bogen, auf dem in der linken obern Ecke in Emaildruck oder gepreßt ein Familienwappen oder ein Titel steht: Der Fürstbischof von Breslau. Oder: Il Cardinale Serafino Vannutelli. Für einen einfachen Priester sieht das jedoch etwas breitspurig aus. Immerhin lieber pompös als mit Postscheckkonto.

Die richtige Anrede finden ist nicht immer leicht. An Fernstehende kann man schreiben: Sehr geehrter Herr (wenn man den Namen nicht weiß), Sehr geehrter Herr Doktor, Sehr geehrte Frau Hofrat. Hochverehrter Herr Professor klingt etwas gar zu devot. Ew. Hochwohlgeboren oder gar Ew. Wohlgeboren schreibt höchstens noch der Kaufmann. Ew. Hochwürden ist gut, nur etwas steif. An einen Priester, den man kennt, wird man eher schreiben: Verehrter lieber Herr Dechant! Ebenso hängt die Schlußformel vom Grad der Vertraulichkeit ab. Mit vorzüglicher Hochachtung verbleibe ich ... und noch etwa: verbleibe ich Euer Gnaden ergebenster ... Es macht nichts, wenn es etwas altmodisch untertänig klingt, auf dem Papier geht das viel eher als im mündlichen Verkehr. Hochachtungsvoll, Maier, ist etwas kurz. An einen hohen Vorgesetzten, den eigenen Bischof, kann man noch

devoter schließen: In tiefster Ehrfurcht verbleibe ich Ew. Exzellenz gehorsamster ...

Als Unterschrift schreibt man seinen Namen ohne Titel, in gewöhnlicher Schrift, höchstens etwas größer und deutlicher. Sich eine schwungvolle Unterschrift mit Schnörkeln und Faxen angewöhnen, ist lächerlich. Ebenso wenn man den Namen mit der Feder möglichst unleserlich schreibt und darunter mit Maschinenschrift die Entzifferung. Das soll so aussehen, als ob man fünf Sekretäre beschäftigte und täglich Hunderte von Unterschriften zu geben hätte.

Grüße oder herzliche Grüße gehen nur an Gleichgestellte oder Tieferstehende. Tausend Grüße oder gar hunderttausend Grüße sind abgeschmackt. An Damen kann man keine Grüße ausrichten lassen, sondern nur Empfehlungen, außer es sind noch Mädchen, etwa in einem Verein. Postkarten und Ansichtskarten schreibt man nie an Respektspersonen, auch nicht für ganz kurze Mitteilungen. Höchstens darf ein Schüler seinem Lehrer aus den Ferien eine Ansichtskarte schicken. Rückporto beilegen darf man nur in einem Geschäftsbrief, da muß man es zuweilen; in einem Privatbrief niemals.

Das dumme Hochwohlgeboren auf der Adresse kann man sich wohl sparen. Die Briefmarke darf man beim Aufkleben nicht auf den Kopf stellen. Auch klebt man sie da auf, wo sie hingehört und verwendet sie nicht als Verschlußetikette. Das

ärgert nicht nur den Postbeamten, sondern es ist auch eine Unhöflichkeit gegen den Empfänger. Je ordentlicher, sauberer und normaler der Brief von innen und außen ist, desto höflicher ist er.

Wenn man einen Brief bekommt, in dem viele Wörter unterstrichen sind, manche dreimal, und wo nach den Sätzen drei und mehr Ausrufzeichen stehen, kann man fast sicher sein, daß der Absender nicht ganz normal ist. Wenn man selbst schreibt, wird man daher solche Zeichen unterlassen, um nicht denselben fatalen Eindruck zu erwecken.

Briefe, die man bekommt, muß man beantworten, am besten am selben Tag. Für Kondolenz- oder Gratulationsbriefe muß man danken. Man kann dazu ein Kärtchen mit Briefumschlag benützen. Für einen Dankbrief, den man bekommt, braucht man nicht wiederum zu danken.

Bekommt man eine Todesanzeige, einen sogenannten Partezettel, so muß man darauf irgendwie reagieren, sei es durch einen Besuch, oder durch einen kurzen Brief, oder dadurch, daß man beim Begräbnis erscheint und dort sein Beileid ausspricht. In manchen Gegenden ist es üblich, daß auch der amtierende Priester am Grab nach der Zeremonie den Leidtragenden sein Beileid ausdrückt, wenigstens durch stumme Verbeugungen. Solche Sitten darf man nicht übersehen; gerade bei Trauerfällen fühlen sich die Leute besonders leicht gestoßen. Glückwünsche kann man

sehr gut telegraphieren. Das kostet ein paar Groschen mehr, macht aber weniger Mühe und sieht recht festlich aus.

Wenn man selbst ein Jubiläum oder dergleichen gefeiert hat, so ist es langweilig, nachher tagelang Glückwünsche zu beantworten. Aber es geht nicht anders. In die Zeitung einrücken, daß man allen dankt, und sich dann das Schreiben sparen, ist unhöflich. Zugleich hat es einen Anstrich von Großsprecherei. Man hat ja doch nicht gerade Tausende von Glückwunschschreiben bekommen.

Wenn man schon überhaupt den Rat gibt, alle seine Briefe so abzufassen, daß sie in die Zeitung kommen könnten, so gilt dieser Rat ganz besonders dem Priester. Jedes geschriebene Wort, auch im vertraulichsten Brief, gehört nicht mehr mir und ist in gewissem Sinn öffentlich geworden. Gerade vertrauliche Briefe, Familienbriefe (und Seelenbriefe!) werden oft lang aufgehoben und gelangen später in alle möglichen Hände. Wer hat noch nie beim Durchstöbern alter Sachen einen längst vergessenen Brief vertraulichen Inhalts gefunden?

Briefe vertraulichen Inhalts kann man mit dem bloßen Anfangsbuchstaben seines Namen unterzeichnen. Der Empfänger weiß ja genau, von wem der Brief ist, und versteht es, warum man diese Vorsicht gebraucht. Erwähnt man im Brief dritte Personen, so kürze man ihre Namen ebenfalls nach Möglichkeit ab. Noch wichtiger ist das bei Korrespondenzkarten, bei denen man immer annehmen kann, daß sie zwischen Absender und Empfänger von Unbefugten gelesen werden. Aber auch wenn man noch so sehr abkürzt, darf man keine intimen Sachen schreiben.

Der einzige Ort für anonyme Briefe, die man bekommt, ist der Papierkorb. Selber anonyme Briefe schreiben, etwa an politische Größen, ist höchst ordinär.

AUSSPRACHE

Fast mehr noch als am übrigen Auftreten erkennt man den Gebildeten, den Mann von Erziehung, an der Sprache. Beim Priester ist überdies die Sprache mehr als ein Mittel zum Verkehr unter Menschen, sie ist geradezu eines seiner hauptsächlichen Seelsorgemittel.

Schon im Seminar soll der zukünftige Priester seine Stimme pflegen. Pflegen heißt dabei nicht, ängstlich behüten wie ein Opernsänger, sondern trainieren, erziehen. Wenn man eine schwache Stimme oder einen Sprachfehler hat, kann man sogar einmal einen Stimmkurs mitmachen. Meist ist das aber nicht notwendig, wenn man sich nur Mühe gibt. Eine vortreffliche Übung ist die Tischlesung im Seminar.

Der Priester muß laut sprechen können, auf der Kanzel, beim Vorbeten, in der Schule. Er braucht dazu nicht ein Organ zu haben wie Stentor bei Homer, der fünfzig andere übertönte. Nicht auf das Volumen der Stimme kommt es an, sondern auf langsames, angestrengtes, sauberes Sprechen. Wenn man jemand nicht versteht, so ist bei ihm meistens nicht eine organische Schwäche schuld, sondern Faulheit.

Der Priester muß aber auch leise und halblaut sprechen können, im Beichtstuhl, beim Zelebrieren, überhaupt in der Kirche und in der Sakristei. Dazu braucht es gerade so viel Anstrengung und Selbstzucht. Bei der Messe spreche man besonders leise, wenn in der Nähe andere zelebrieren. Auch die Gläubigen lieben es nicht, wenn der Zelebrant zu sehr schreit, auch dann nicht, wenn sie dem Meßtext genau folgen wollen. Es macht immer den Eindruck von Unbeherrschtheit. Erst recht, wenn man von Zeit zu Zeit einzelne Worte wie einen Seufzer durch die Kirche schallen läßt. Am schwierigsten ist es, beim Vorbeten die richtige Mitte zu treffen zwischen unwürdigem Schreien und unverständlichem Gemurmel. Alles das verlangt beständige Aufmerksamkeit und Selbsterziehung.

Den heimatlichen Dialekt muß man sich abgewöhnen, spätestens im Seminar. Daß man während dieser Bemühungen von den Mitbrüdern ausgelacht wird, muß man in Kauf nehmen. Der Priester muß gebildet, d. h. dialektfrei sprechen können, auch auf dem Land. Er hat auch mit andern Leuten zu tun, nicht nur mit „Bauern", und die wirklichen Bauern empfinden es als nicht ganz würdig, wenn seine Sprache zu grob ist. Dadurch, daß man nicht gebildeter reden kann als ein Holzknecht, zeigt man weder Heimatliebe noch macht man sich volkstümlich, sondern nur verächtlich.

Dialektfrei sprechen heißt natürlich nicht, daß man sich einen fremden Dialekt anquälen soll. Der Österreicher, der im Krieg war und jetzt von „Jungens" und „Mädels" „quasselt" und

sagt: „Menschenskind, det is ja hanebüchen“, ist ebenso lächerlich wie der Norddeutsche, der „halt“ wie ein „Älpler“ reden möchte.

Übrigens sind es weniger die Redensarten, die den Dialekt ausmachen, als die Lautbildung. Der Schweizer und der Tiroler muß sich sein schnarchendes ch und kh abgewöhnen, der Münchner sein trübes a (Ehegotten), der Wiener sein aüi (Donaukanaüi) und aa statt ei (g'straaft). Der „Vatter“ und die „Muuter“ klingt ebenso unfein wie „O gietige, o mülde . . .“

Ein besonders gutes Mittel, die Zunge zu schulen, ist: fremde Sprachen lernen. Das hat noch den zweiten Vorteil, daß man dann im Deutschen die vielen Fremdwörter richtig aussprechen kann. Und wenn man schon grundsätzlich keine Fremdwörter gebrauchen will, so kann man doch die vielen ausländischen Namen nicht vermeiden Wenn ein Religionslehrer Namen wie Canterbury und Anjou nicht aussprechen kann, so darf er sicher sein, daß die Schüler ihn auslachen, auch wenn sie es selber nicht besser können, und in allen Familien daheim von dem ungebildeten hochwürdigen Herrn erzählen.

Ja, aber man kann doch unmöglich alle fremden Sprachen lernen! — Alle ist nicht nötig. Man kann für den Gebildeten etwa folgende Regel aufstellen: Französisch, Englisch und Italienisch muß er soweit können, daß er die Aussprache gut zuwege bringt, zum Allermindesten

Französisch allein. Eigennamen aus allen übrigen Sprachen darf er nicht nur, sondern soll er deutsch aussprechen. Er soll getrost sagen Mexiko (statt Mechico) und Barzeloona (statt Barthelonna) und Téheran (statt Teheràn). Wenn einer gar zu sehr mit Bildung prunken will und Ispahàn und Tokìo sagt, dann ist man versucht zu fragen, ja können Sie denn Persisch oder Japanisch?

Auch bei französischen und englischen Namen darf man in der Umgangssprache etwas nach der deutschen Aussprache hinneigen, zumal bei solchen, die oft vorkommen. Wenn einer bei New-York das unaussprechliche englische r herausquetscht, so ist das zwar richtig, aber komisch, und klingt nicht einmal fein. Und wenn einer die unglückliche Königin von Schottland Maria Stjuärt nennt, so ist das ebenso übertrieben, und alles Übertriebene ist unfein. Erst recht bei solchen Namen, die in der betreffenden Sprache selbst fremd klingen: Zola, Quebec, Roosevelt, Niagara, die soll man gleich ganz deutsch sprechen. Die Amerikaner selbst sagen Tschikago und der deutsche Bildungsphilister macht sich mit seinem Tschikägo lächerlich. So kann man auch im Deutschen ruhig sagen Schlacht von Lepànto, Straße von Otrànto, obwohl die Italiener den Akzent anders setzen.

Weil der Deutsche glücklich ist, wenn er eine Vorschrift beobachten kann, so wollen jetzt man-

che nicht mehr Persien sagen, sondern „Iran“; aber was gehen uns die Vorschriften der persischen Regierung an? Muß man jetzt auch sagen iranische Teppiche? Ebenso ist es mit Peking. Warum jetzt Peiping? So wie wir es aussprechen, klingt es ja doch nicht chinesisch. Also können wir im Deutschen ruhig weiter Peking sagen. An Oslo statt Christiania hat man sich allerdings vollständig gewöhnt.

Von einem Österreicher kann man verlangen, daß er sich ein wenig in der ungarischen und in den slavischen Sprachen auskennt. Przemysl (Pschemischl) sollte er sagen können, ebenso Kossuth (Koschut). Noch mehr kann man von dem gebildeten Österreicher erwarten, daß er reichsdeutsche Namen kennt, z. B. Duisburg (sprich Düsburg), Westfalen (Akzent auf dem a), Soest (spr. Soost). Ihrerseits sollen die Reichsdeutschen den großen Luéger so aussprechen, wie er selbst und seine Wiener es getan haben, obwohl es eigentlich falsch ist.

Es ist eben ein Grundirrtum, wenn man meint, die Aussprache klinge am feinsten, die allen Anforderungen der Philologen gerecht wird. Dem Gebildeten soll man anmerken, daß er über Dinge spricht, die er aus dem Umgang mit andern Gebildeten kennt, nicht nur aus der Zeitung oder dem Konversationslexikon. Wenn er also anders spricht als die gebildete Allgemeinheit, so erscheint er vielleicht als kenntnisreicher Bildungs-

philister, aber das ist nicht dasselbe wie Gebildeter. Man spreche also Rurmond und Hunsbruch, nicht als ob man Holländisch könnte und wüßte, daß im Holländischen oe wie u ausgesprochen wird, sondern weil man solche Namen von andern Gebildeten so hat aussprechen hören.

Dabei braucht man sich durchaus nicht den Anschein zu geben, als ob man alle Fachausdrücke aus der Technik und den entlegensten Geschätfsbranchen kenne. Das wäre nicht Bildung, sondern eine törichte Eitelkeit, die dem Priester am allerwenigsten ansteht. Niemand verlangt vom Priester, daß er weiß, was beigefarbene Schuhe sind oder was für ein Kleidungsstück die Damen Jumper nennen. Wenn er es aber zufällig weiß und davon spricht, muß er es richtig aussprechen.

Ganz dumm ist es natürlich, Wörter, denen man nicht recht traut, vorsichtshalber französisch auszusprechen: „hier muß man Remedür schaffen“, „der Vogel Marabü“, oder wenigstens den Akzent auf die Endsilbe zu setzen, wie beim Lebensstandard, von dem jetzt so viel die Rede ist. Er hat nichts mit der Standarte zu tun, sondern das Wort ist englisch und wird auf der ersten Silbe betont.

Das y wird im Deutschen genau so ausgesprochen wie das i. Bei Eigennamen ist ey nur eine alte Schreibweise für ei (Frey, Ley, Senestrey).

Daß man beim Griechischunterricht den Anfängern beibringt y wie ü auszusprechen, hat nur den Zweck, damit sie sich an die griechische Orthographie gewöhnen. Die wirklichen Griechen haben keinen Ü-Laut gekannt. Bei manchen ist diese Kinderei das einzige, was ihnen vom „Gümnasium“ in der Erinnerung geblieben ist, und sie sagen dann ihr Leben lang Ägüpten, Sürien, Sünode, Hippolüt, Hüäne, Polüp, Phüsik, ein unsümpathischer Tüp.

Daß wir die wirklichen griechischen Eigennamen meist in der lateinischen Form aussprechen, ist kulturgeschichtlich begründet, ebenso wie bei den hebräischen Namen im Alten Testament. Wenn einer Platon und Aischylos sagt, so macht er sich lächerlich — vielleicht auch Paulos und Markos? Die protestantischen Theologen sollten einen nicht immer mit Mose und Hezekiel plagen.

Also was ist zum Schluß der langen Rede kurzer Sinn? Es scheint, es gibt überhaupt keine Regel, wie man fremde Namen aussprechen soll? — Doch, die Regel lautet: sprich so, wie die übrigen Gebildeten sprechen, ob es „richtig“ ist oder nicht, dann klingt deine Sprache auch gebildet. Aber bemühe dich nicht, mit Kenntnissen zu prunken, die niemand von dir verlangt.

IN DER STADT

Der Priester auf der Straße ahnt meist gar nicht, wie sehr er beobachtet wird. Er müßte sich benehmen wie ein ganz berühmter Mann, der keinen Augenblick davor sicher ist, daß er von einem Zeitungsreporter photographiert wird. Dabei wird er nicht so sehr als Individuum betrachtet, sondern als Typ, als Vertreter seines Standes. Er ist ja in unserer uniformlosen Zeit fast der einzige Mensch, der eine Berufskleidung trägt, und fällt daher im Straßenbild sehr auf.

Er wird nicht gerade rennen, aber er soll doch so rasch gehen, daß man ihm ansieht, er hat etwas zu tun, er macht nicht nur einen Verdauungsspaziergang. Umschauen auf der Straße ist verpönt, lautes Sprechen und jegliches Gestikulieren ebenfalls. Auf der Straße deutet man niemals nach etwas hin, weder mit der Hand noch mit dem Stock oder Schirm.

Das sind auch für den Laien selbstverständliche Anstandsregeln. Der Priester hat aber noch viel sorgfältiger jedes Aufsehen zu vermeiden. Er wird es vermeiden, mit einer jungen Dame auf der Straße zu gehen. Vielleicht ist es seine Schwester oder seine Schwägerin, aber das wissen die Leute nicht. Er wird alles vermeiden, was nach Galanterie aussieht, z. B. in der Straßenbahn. Wenn ein altes Weiblein einsteigt, kann er ihr seinen Platz abtreten; kommt ein

junges Fräulein, so bleibe er sitzen. Sie wird schon andere Ritter finden.

Überhaupt mit der Hilfsbereitschaft sei er vorsichtig. Nächstenliebe und Seeleneifer sind gewiß schön, aber nicht überall angebracht. Ein junger Geistlicher ging vor der Stadt auf der Straße. Vor ihm her marschierte ein junges Mädchen. Sie sah sehr aufgeregt aus und schaute sich nach allen Seiten um. Der Geistliche dachte: Was mag sie haben? Doch nicht Selbstmordabsichten? Und in der Tat, plötzlich bog sie von der Straße ab und eilte einen wenig betretenen Pfad durch das Gebüsch gegen den Fluß zu. Der Geistliche ihr nach, es gilt vielleicht eine Seele zu retten. Das Mädchen sieht sich verfolgt und rennt wie verzweifelt. Der Geistliche auch. Auf einmal stürzt ein junger Mann aus dem Gebüsch auf den Geistlichen zu: Wie können Sie sich unterstehen, meiner Braut nachzulaufen! (Historisch.)

Wenn in der Großstadt auf der Straße ein Unfall passiert, eine Dame ohnmächtig wird oder dergleichen, wird es in den meisten Fällen das beste sein, den sonst nicht vorbildlichen Leviten im Evangelium zum Vorbild zu nehmen: Er sah sie und ging vorüber. Es werden schon andere Leute helfen. — Ja, aber vielleicht gilt es Sterbesakramente zu spenden? — Macht nichts. Die Rettungsabteilung ist im Augenblick zur Stelle und in ein paar Minuten ist der Verunglückte im

Krankenhaus und dort ist ein Priester, der das Nötige besorgt. Unter tausend Straßenunfällen in der Großstadt ist noch nicht einer, wo man sofort einen Priester braucht. Wohl aber kann der Priester durch fromme Vordringlichkeit in neun von zehn Fällen in peinliche Situationen kommen.

Überhaupt, wo ein Volksauflauf ist, gehe der Priester seiner Wege: er hat dort nichts zu suchen. Wenn er sich in jeder Menschenansammlung neugierig vordrängt, kann es ihm passieren, daß er, vorn angelangt, sieht, es handelt sich um eine Hündin, die auf der Straße Junge geworfen hat. Dann hat das Publikum noch ein neues Gaudium.

Erst recht vermeide er, selber auf offener Straße Szenen zu machen. Nur nicht sich zum Beschützer der Unschuld, zum Rächer des Unrechts machen wollen! Man verbrennt sich nur die Finger und leistet nie etwas Erspießliches. Ein junger Mann verfolgt ein Mädchen; ein Rohling lästert alles Heilige; ein Kutscher mißhandelt seine Pferde, eine Frau ihr Kind; zwei Männer prügeln sich — man lasse sie verfolgen, lästern, mißhandeln und prügeln. Es geschieht noch mehr Unrecht auf der Welt, das man nicht ändern kann. Am Ende hat man als einzigen Lohn für die ungebetene Einmischung das Vergnügen, in einem schmutzigen Prozeß den Zeugen machen zu müssen. Wer die Großstadt kennt, weiß, daß

solcher Verzicht auf ritterliches Eingreifen nicht Hartherzigkeit ist, sondern höchst angebrachte Vorsicht. Der Laie, selbst Frauen, können sich viel eher so etwas leisten als der so überaus exponierte Priester. Es gibt auch in der Armenpflege und auf ähnlichen Gebieten heikle Dinge, wo der Laie ungescheut eingreifen kann und der Priester zurückhalten muß, besonders der junge Priester, und jung ist der Geistliche so lang, als noch nicht alle seine Haare weiß geworden sind.

In Großstädten muß man acht geben, daß man nicht durch verrufene Straßen geht, wenigstens nicht allein. Manche Hauptstraßen, die man bei Tag ruhig benützen kann, sind bei Dunkelheit zu vermeiden. Auch in sonst ganz ungefährlichen Gegenden vermeide man es, längere Zeit im gleichen Schritt hinter jungen Damen herzugehen. Man kann ja schneller gehen oder das andere Trottoir nehmen. Man halte solche Kleinigkeiten nicht für übertriebene Ängstlichkeit. Noch viel mehr vermeide man es natürlich, sich nach einer Dame umzuschauen, etwa aus Entrüstung über ihre unanständige Toilette. Die Leute würden das ganz anders auslegen.

Rauchen sollte der Priester auf der Straße nicht.

Ebenso wenig, wie der Priester auf der Straße Szenen machen darf, soll er auch gar zu leutselig sein wollen, mit allen möglichen Leuten anknüpfen, die ihn nichts angehen, Kinder ansprechen, die er nicht kennt, um ihnen ein Heiligenbild zu schenken und dergleichen mehr. Der Priester soll geräuschlos seiner Wege gehen — neminem per viam salutaveritis, hat der Heiland gesagt — und zeigen, daß er ernster Arbeit nachgeht. Er meint es gewiß gut, wenn er mit jeder Verkäuferin im Laden, jeder Kellnerin im Gasthaus jovial und leutselig ist, aber unter den Fremden, die ihn scharf und nicht immer wohlwollend beobachten, sind manche, die seine Leutseligkeit anders deuten. Man glaube doch ja nicht, dadurch den Priesterstand beliebt zu machen oder gar Seelen zu retten. Seine Liebe zum Volk und seine soziale Gesinnung muß er auf andere Weise betätigen, als daß er jedem fremden Steinklopfer auf der Straße zuruft: „Heute ist aber ein heißes Wetter!“

Auf der Straße in der Stadt darf man natürlich nicht Brevier beten, auch wenn man noch so wenig Zeit hat. In der Straßenbahn darf man es tun, wenn man einen Sitzplatz hat. Wenn andere Leute Zeitung oder Romane lesen können, warum dürfen wir da nicht Brevier beten?

Die städtischen Erholungs- und Vergnügungsplätze sind dem Priester meist verschlossen. Selbst im Stadtpark darf er unter Umständen nicht allein spazieren gehen, wenigstens nicht, wenn es dunkel wird. Ins Kino kann er überhaupt nicht gehen. Das ist für manche sehr hart, aber nicht zu ändern. Man sage doch ja nicht: Kinobesuch

sei heutzutage zur Bildung notwendig. Denn der Bildungswert des Kinos ist äußerst gering. Um zu wissen, wie ein Kino aussieht, genügt es, daß man einmal einer Schülervorstellung oder dergleichen beiwohnt. Jedenfalls steht der minimale Bildungszuwachs in keinem Verhältnis zu dem Ärgernis, das der Priester jedesmal gibt, wenn er im Kino erscheint. — Aber er könnte ja in Zivil gehen? — Das macht die Sache nur noch schlimmer, denn erkannt wird er doch.— Wenn in vielen Diözesen strenge Verbote gegen jede Art von Kinobesuch durch Geistliche bestehen, so ist das nicht Rückständigkeit oder Bildungsfeindlichkeit, sondern wohl erwogene Sorge für den guten Ruf des Priesterstandes.

Aber man wird doch beständig gefragt: Darf ich diesen oder jenen Film anschauen, oder meine Kinder hinschicken? Wie soll man da antworten, wenn man den betreffenden Film nicht gesehen hat?

Nun, um hier ständig Auskunft geben zu können, müßte man folgerichtig jeden Film als erster ansehen. Es ist nicht notwendig. So wenig wie man alle schlechten Bücher gelesen haben muß, um die Leute davor warnen zu können, braucht man sich bei jedem unanständigen Film durch Autopsie davon zu überzeugen, daß er wirklich unanständig ist. Der Seelsorger wird das Kino im Auge behalten, die Besprechungen in der Presse verfolgen, sich bei vernünftigen Laien erkundigen; oft geben schon die Aushängebilder hinreichende Auskunft. Das muß genügen. Ähnliches gilt vom Theater. Wenn der Priester seinen Musikhunger nicht anders befriedigen kann als durch Anhören von Opern, soll er sich ein Radio anschaffen.

SPORT

Der Fabrikarbeiter und der Büroarbeiter haben ihre bestimmten Arbeitsstunden, vielleicht viele, vielleicht Überstunden, aber dann ist Schluß. Dann gehen sie nach Hause und sind frei. Der Priester ist immer im Beruf, aber es gibt Zeiten, in denen er weniger zu tun hat, besonders auf dem Land. Da muß er irgend eine Beschäftigung haben, eine Liebhaberei, das, was die Engländer hobby nennen. Und der mit Arbeit überhäufte Priester in der Großstadt braucht auch etwas Derartiges zu seiner Erholung und Entspannung.

Was einen körperlich oder geistig erholt, läßt sich nicht vorschreiben. Der Priester muß aber trachten, seine Erholung in solchen Dingen zu finden, die ihn nicht in den Augen der Gläubigen herabsetzen und so indirekt seiner geistlichen Wirksamkeit schaden.

Gegen alle Arten von Liebhaberei, die der Priester für sich allein betreibt, wird kaum jemals etwas einzuwenden sein, es sei denn, sie nähmen so viel Zeit in Anspruch, daß seine Pflichterfüllung darunter leidet. Für sich allein heißt dabei nicht, daß er diese Dinge geheim halten müßte. Die Leute dürfen wissen, daß er gern im Garten arbeitet, vielleicht auch botanisiert und ein Herbarium hat, daß er Bienen züchtet oder daß er eine Werkstatt hat, wo er gerne bastelt oder experimentiert; daß er musiziert, malt, photographiert, Briefmarken, Münzen, Mineralien sammelt. Daß er dabei hie und da ein wenig Geld ausgibt, um sich Materialien, Werkzeug, Bücher zu kaufen, schadet nichts. Nur soll die Liebhaberei kein Geschäft werden, bei dem er verdient. Wenn er Bienenvater ist, darf er natürlich seinen überschüssigen Honig verkaufen, ebenso sein Obst aus dem Garten. Aber wenn das Geschäft zu schwunghaft wird, glaubt man ihm nicht mehr, daß es eine bloße Liebhaberei ist, die ihn nirgends von seiner Pflicht abzieht.

Was den eigentlichen Sport angeht, so ist gegen die mit Naturgenuß verbundenen Arten, Bergsteigen, Schifahren, auch Schlittschuhlaufen, für gewöhnlich nichts einzuwenden. Nur darf der Priester sie nicht in Damengesellschaft üben. Zusammen mit jungen Mädchen Bergtouren machen oder Rodeln wäre für den Priester in hohem Grad anstößig, auch wenn andere Herren dabei sind. Die Jagd ist heutzutag ein so teurer Sport, daß sich der Priester ihn meist nicht leisten kann. Wenn er aber von einem Bekannten eingeladen wird, einen Rehbock oder einen Auerhahn zu schießen, so ist nicht einzusehen, warum er das nicht tun dürfte.

Schwimmen ist leider heutzutag für den Geistlichen ungemein erschwert, weil er kaum mehr eine Badeanstalt findet, in die er anständigerweise gehen kann, wo wenigstens getrennte Zei-

ten für Herren und Damen sind. In den üblichen Strandbädern kann er sich nicht sehen lassen.

Was das Turnen betrifft, so kann der Priester selbstverständlich Zimmergymnastik betreiben so viel er will; es ist sogar gut, damit er nicht vor der Zeit schwerfällig wird. Aber soll er in den Turnverein gehen? Wenn er in der Pfarrei einen christlichen Männerturnverein hat, so ist es gewiß schön, wenn er sich dafür interessiert, und wenn er in seiner Jugend selbst ein tüchtiger Turner war, so macht er seinen Leuten eine Freude, wenn er auch einmal im Turnsaal erscheint und ein paar Übungen mitmacht. Von einer weiteren turnerischen Betätigung, besonders in der Öffentlichkeit, wird ihn schon das Kostüm abhalten. — Ringen, Boxen und Fechten kommen für den Priester überhaupt nicht in Betracht, aus leicht begreiflichen Gründen.

Weitere Arten von Sport sind die, die mehr den Charakter des Spieles haben, wie Tennis, Fußball und andere Ballspiele. Wenn ein Seminardirektor seinen Theologen derartige Spiele unter sich gestattet, so ist das nur wünschenswert. Er wird ihnen auch gestatten, dabei den langen Talar abzulegen, vorausgesetzt, daß sie eine halbwegs anständige Spielkleidung besitzen (Nicht nur die Schwimmhose!). Am ehesten wird man vom Fußball absehen; es ist doch ein rohes Spiel, man kann sagen was man will. Eben-

so kann ein junger Geistlicher oder Ordensmann, dem die Erziehung von Konviktszöglingen anvertraut ist, mit diesen spielen, in diesem Fall allerdings nur in klerikaler Tracht. In Amerika ist das gang und gäbe, bei uns zuland wird er es nur dann tun dürfen, wenn keine fremden Zuschauer, etwa Eltern der Zöglinge, dabei sind. Dagegen würde ein Burschenpräses, der mit seinen Leuten auf öffentlichem Platz Fußball spielte, peinliches Aufsehen erregen.

Ein schwieriges Kapitel ist das Auto. Wenn es mit der Zeit üblich wird, daß der Pfarrer auf dem Land seinen kleinen Zweisitzer hat, um die Filialen zu besuchen, so kann man nichts dagegen sagen. In Amerika ist das jetzt schon selbstverständlich. Auch bei uns hat man sich an den im eigenen Auto fahrenden Landarzt längst gewöhnt. Diese Entwicklung braucht man nicht aufhalten zu wollen. Es ist nicht einzusehen, warum der Priester auf der Fahrt zu einem Kranken nicht das Auto benützen, auch das Allerheiligste mitnehmen sollte. Das, worauf es ankommt, ist, daß das Kleinauto des Priesters den Charakter des Dienstfahrzeuges behält und nicht vorwiegend zu Sport- und Vergnügungsfahrten verwendet wird. Außerdem besteht die Gefahr, daß er mit seinem Auto, das ja Zeit sparen sollte, unendlich viel Zeit verliert. Es kann kommen, daß man den Herrn Pfarrer kaum mehr in der Kanzlei oder im Arbeitszimmer trifft, sondern

nur noch in der Garage, wo er unter dem Wagen liegt.

Ganz besonders ist beim Motorrad darauf zu achten, daß es ausschließlich oder doch ganz überwiegend Dienstfahrzeug bleibt, und daß, weder im Dienst noch außerhalb, hinten auf dem Rad ein weibliches Wesen sitzt.

Gegen das einfache Fahrrad wird man überhaupt nichts sagen können. Radfahren ist längst kein Sport mehr. Mag sein, daß es Diözesen gibt, wo die Leute daran noch Anstoß nehmen — in Holland fahren längst die Klosterfrauen auf dem Damenrad. Auch in Rom fahren die Geistlichen auf dem Rad.

Als allgemeinen Grundsatz wird man aufstellen können: Alles, was nach berufsmäßiger oder auch nur fachmännischer Sportbetätigung aussieht, ist dem Priester versagt, wenn schon aus keinem andern Grund, dann wegen der unvermeidlichen Sportdreß, die für den Geistlichen immer indezent ist, mag sie auch sonst ganz anständig sein. Der Priester, den die Gläubigen gewohnt sind am Altar, auf der Kanzel und im Beichtstuhl zu sehen, darf sich nirgends in der Turnhose zeigen und seine Muskeln zur Schau stellen. Das zerstört den Nimbus, den der Priester in den Augen der Gläubigen hat und haben soll. Wenn der Priester als Athlet auftritt, haben die Leute unfehlbar das Gefühl, daß es ihm mit seinem Priestertum nicht ganz ernst ist.

Man sage nicht, es kommt nicht darauf an, was die alten Jungfern denken, sondern auf die Männerwelt, die Arbeiterjugend. Denen imponiert der Geistliche nur, wenn er ein schneidiger, strammer Kerl ist, kein Ofenhocker und unvergnügter Aszet. — Was das Imponieren angeht, so imponiert der Priester allen, auch den Arbeitern, ohne Zweifel dadurch am meisten, daß er ganz in seinem Beruf aufgeht. Auch die heranwachsende Jugend will im Priester nicht den Sport- und Spielkameraden sehen — deren hat sie genug — sondern eben den Priester. Interesse zeigen kann und soll er. Er darf Sportberichte studieren so viel er will und darf hingehen und zuschauen, damit er mit seinen Leuten über das reden kann, was sie interessiert. Aber er soll keinen Zweifel darüber lassen, daß er selbst einer andern Sphäre angehört und mit den vielen Verzichten seines Standes auch diesen übernommen hat.

GELDSACHEN

Nichts nehmen die Leute dem Geistlichen so sehr übel, als wenn er den Eindruck macht, daß es ihm um Geld zu tun ist. Auch wenn er kein Armutsgelübde gemacht hat, erwartet man von ihm, daß er an Geld und persönlichem Besitz uninteressiert ist.

Darin liegt ein richtiger Gedanke. Aber das Publikum ist in diesem Stück oft ungerecht und legt geradezu zweierlei Maßstab an: wenn der Laie um seine materielle Existenz kämpft und vorwärts zu kommen trachtet, so ist das Strebsamkeit und Tüchtigkeit; wenn der Priester oder das Kloster dasselbe tut, so ist das Habsucht und Geiz. Leider legen Bäcker, Fleischer und Schuster und das Steueramt keinen verschiedenen Maßstab an, so daß der Geistliche, um überhaupt leben zu können, seine paar Groschen genau so zusammenhalten muß wie der Laie.

Unser Ziel auf diesem Gebiet kann natürlich nicht sein, es allen recht zu machen, besonders nicht solchen, die alles, was der Priester tut oder läßt, grundsätzlich mißdeuten. Diese Leute wären auch dann nicht mit uns zufrieden, wenn wir alles verschenken würden, von Wasser und Brot leben, barfuß gehen und im Stroh schlafen würden. Aber Korrektheit und Anstand in Geldsachen müssen wir mindestens so üben wie andere Personen von Erziehung. Das gehört zu den guten Manieren des Priesters.

Selbstverständlich soll der Priester nicht den großen Herrn spielen, der überall etwas „springen“ läßt, mit hohen Trinkgeldern um sich wirft. Wenn er gar zu nobel tut, erbaut er niemand, sondern die Leute denken höchstens: Der muß es aber dick haben. Früher war es beinahe üblich, daß der Geistliche in der Straßenbahn oder Eisenbahn dem Schaffner ein Trinkgeld gab; das erwartet heutzutag niemand mehr von ihm. Der Schaffner ist oft besser bezahlt als er. Dennoch gibt es auch heute noch Gelegenheiten genug, wo der Priester zeigen kann, daß ihm bei aller Sparsamkeit und Knappheit nicht eigentlich am Geld etwas gelegen ist.

Im Kaufladen benehme man sich anständig. Man lasse sich nicht erst den ganzen Laden auskramen um dann wegzugehen ohne etwas gekauft zu haben. Verkäufer sind auch Menschen. Man feilsche auch nicht um ein paar Groschen, selbst wenn man meint, daß man übervorteilt wird, und komme nicht wieder um umzutauschen. Man kann sparsam und doch anständig sein. Es wäre nicht schön, wenn ein Geistlicher es förmlich als Sport betriebe, überall einen kleinen Profit herauszuschinden.

Es gibt auch eine Art von Leutseligkeit, die auf Profit angelegt ist. Mancher meint, wenn er den Schaffner in ein freundliches Gespräch verwik-

kelt (wonach der Schaffner meist durchaus kein Verlangen trägt), wird ihm dieser dann einige Vorschriftswidrigkeiten gestatten.

Es gibt mitunter Geistliche, die so durchdrungen sind von den Privilegien ihres Standes, daß sie sich nirgends an die Ordnung halten wollen. Wo ein abgesperrter Platz, ein verbotener Weg, ein verbotener Eingang ist — er geht durch. Die Dienststunden sind von zehn bis zwölf — er kommt schon um neun. Er verhandelt nicht mit den Beamten, die dafür da sind, sondern er geht mit jeder Kleinigkeit zum Chef. Mit dem Fahrschein dritter Klasse steigt er in die zweite. Man braucht in die Versammlung eine Eintrittskarte — er sagt: den Geistlichen läßt man auch ohne Karte hinein. Und in der Tat, der Respekt vor dem geistlichen Stand ist so groß, daß man ihn meistens höflich behandelt und ihm vieles durchgehen läßt. Aber soll man das ausnützen und sich überall lästig machen? Wenn alle Leute anstehen und warten müssen, kann da nicht auch der Priester warten, bis die Reihe an ihn kommt?

Noch schlimmer ist diese Art von Ungeniertheit, wenn dadurch die Leute materiell geschädigt werden. Ein Priester muß über Land fahren. Da mag nun der Kutscher noch so gut gesinnt und fromm sein, er möchte doch bezahlt werden. Von freundlichen Worten, auch von solchen eines Priesters, kann er nicht leben. Es gibt aber mitunter Geistliche, die vom katholischen Handwerker beinahe erwarten, daß er seine Dienstleistungen umsonst macht, die es dem katholischen Geschäftsmann fast übelnehmen, wenn er ihnen seine Waren nicht billiger abläßt. Daß einen der katholische Arzt umsonst behandelt, findet man sozusagen selbstverständlich, der katholische Rechtsanwalt muß einen umsonst beraten. Wenn nun diese Leute dem Priester gegenüber auch noch so gut gesinnt sind, so wollen sie doch zu ihrem Recht kommen.

Man sage auch nicht: Oh, der hat Geld genug, dem kommt es auf ein paar Hunderter mehr oder weniger nicht an. Wir haben es sehr ungern und können recht empfindlich werden, wenn man von uns so denkt.

Rechnungen muß man möglichst bald bezahlen. Dadurch, daß man Geschäftsleute endlos auf Bezahlung warten läßt, verletzt man nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch den Anstand.

Sachen, die man sich ausgeliehen hat, z. B. Bücher, muß man beizeiten zurückgeben und nicht jahrelang liegen lassen, bis man kaum mehr weiß, wem sie gehören. Res clamat ad dominum, auch wenn der dominus ein geistlicher Mitbruder ist.

Gewiß hat der Priester in Geldsachen in mancher Hinsicht eine Sonderstellung. Er darf Gaben annehmen, sammeln und betteln. Aber das darf er doch nur dann tun, wenn es sich nicht um seine Person handelt. Also für eine

Kirchenrenovierung, neue Glocken, ein Jugendheim, eine Wohltätigkeitsanstalt. In solchen Fällen werden ihn die Leute vielleicht lästig finden, aber sie werden die Reinheit seiner Absicht nicht bestreiten. Viel schwieriger ist das, wenn er für ein Werk sammelt, von dem er selbst lebt. Wenn die gesammelten Gaben vor allem dazu dienen, das Sekretariat oder was es ist, recht gediegen auszustatten und die eigenen Dienst- und Bettelreisen recht ausgiebig zu finanzieren, dann besteht die Gefahr des Ärgernisses. Das gilt für einzelne ebenso wie für ganze Genossenschaften und Anstalten. Auch eine geistliche Anstalt muß vornehm dastehen. Vor der Moral wird sich vieles rechtfertigen lassen. Aber es handelt sich nicht nur darum, an der Sünde vorbeizukommen, sondern auch den Anstand zu wahren, und der ist in manchen Punkten, besonders in Geldsachen, strenger als die Moral.

Zu diesem Anstand oder zur geschäftlichen Ehre, auf die jede geistliche Anstalt und jedes Kloster bedacht sein muß, gehört es, daß die freiwillig gespendeten Gaben wirklich in der Absicht des Gebers verwendet werden. „Missionen" ist ein sehr dehnbarer Begriff. Aber die Gläubigen denken, wenn sie Missionsalmosen spenden, an die wirklichen Heidenmissionen. Wenn mir jemand Geld bringt, damit ich für die Kirche ein Bild des heiligen Judas Thaddäus kaufen soll, so darf ich nicht statt dessen eine Casula

kaufen; wenn ich den heiligen Judas Thaddäus nicht haben will, muß ich das Geld zurückgeben.

Ferner gehört dazu, daß die geistliche Anstalt ihre Angestellten und Dienstleute entsprechend bezahlt, nämlich so, daß sie nicht schlechter gestellt sind als in andern Betrieben. Sie brauchen auch nicht besser gestellt zu sein. Der Verwalter einer geistlichen Kasse hat nicht das Recht, den großen Wohltäter oder Sozialreformer zu spielen, auf Kosten der Anstalt, die er zu verwalten hat und die nicht sein Privateigentum ist. Aber er muß gerecht sein und darauf bedacht, daß die Anstalt nicht in den Ruf kommt, ihre Leute zu schinden.

Der einzelne Priester ist heutzutage oft so knapp daran, daß er kaum noch in der Lage ist, private Wohltätigkeit zu üben. Dennoch wollen wir uns dieses Recht nicht ganz entwinden lassen, weder durch den übermächtigen Apparat öffentlicher Fürsorge noch durch unsere eigene bedrängte Lage. Der Priester übt seine stille Wohltätigkeit nicht aus Angst, nicht um „Gegner" zu gewinnen oder sich und den Priesterstand beliebt zu machen, sondern weil es uns der Heiland so gelehrt hat. Je mehr er Wohltätigkeit übt, wenig für sich behält, gern herschenkt, desto eher darf er auch Gaben annehmen und sogar betteln.

Ein wichtiger Punkt ist noch, daß man nicht gedankenlos über Geldsachen anderer redet.

Weil Geld haben kein moralischer Defekt ist, scheinen manche zu meinen, man dürfe in diesem Stück alles ausposaunen, ohne sich einer Ehrabschneidung oder Verleumdung schuldig zu machen. Man dürfe also ruhig bei jeder Gelegenheit sagen: Dieses oder jenes Kloster schwimmt in Geld, die Schwestern von da und da müssen massenhaft Geld haben, sonst könnten sie nicht schon wieder bauen, die Ordensleute machen ein Gelübde der Armut, aber halten müssen es die andern. Solche Reden sind nicht nur töricht und unwahr: der so redet, hat ja keine Ahnung, wie es wirklich steht; sondern sie können auch die betreffende Person oder Genossenschaft schwer schädigen. Derartiges Geschwätz verrät immer Neid und andere niedrige Gesinnungen. Freuen wir uns, wenn andere Geld haben, aber kümmern wir uns nicht darum.

ZARTHEIT

Das Moralstudium darf uns nicht dazu verleiten, im Reden unzart zu werden. Natürlich muß der Priester, wie der Arzt, über manche Dinge genau orientiert sein, über die man aber nur mit großer Vorsicht sprechen darf. Manche Fachausdrücke aus der Moraltheologie klingen im gesellschaftlichen Verkehr sehr derb und sind daher zu vermeiden. Von einer Frau darf man höchstens sagen: sie erwartet ein Kind, oder: bei Müller erwarten sie Familienzuwachs.

Ja, es gibt aber doch eine Menge Dinge, die man nicht umschreiben kann, oder wo die Umschreibung ärger ist als das richtige Wort; wie soll man sich da helfen? — Man kann sich nur so helfen, daß man nicht davon spricht. Daran muß man sich gewöhnen, daß im täglichen Verkehr unter Menschen von Erziehung gewisse Wörter nicht vorkommen, gewisse Gebiete nicht berührt werden dürfen. Das ist nicht Prüderie, das ist Kinderstube.

Die alte österreichische Generalsuniform bestand aus einem weißen Waffenrock mit roten Hosen. In solchem Zusammenhang darf man ruhig von den Hosen sprechen. Es ist lächerlich und gar nicht feiner, wenn man sagt, rote Beinkleider. Im allgemeinen aber spricht man nicht von intimen Kleidungsstücken, wie Unterhosen oder Schweißhemden, so nützlich oder unent-

behrlich sie auch sind. Von den natürlichen Bedürfnissen und den Örtlichkeiten, die dafür bestimmt sind, spricht man nicht, auch nicht in scherzhaften Umschreibungen. Im äußersten Fall sage man etwa Toilette oder Kabinett. Wenn man bei einer Familie zu Gast ist und der Hausherr einem diese Räumlichkeiten nicht von selbst zeigt, kann man ihn etwa in dieser Form danach fragen. Die Hausfrau kann man überhaupt nicht fragen.

Große Vorsicht ist geboten bei Gesprächen über Krankheiten. Vermeiden lassen sie sich nicht, man muß sich teilnahmsvoll erkundigen. Aber wenn einem ein Ehemann erzählt, daß seine Frau zur Zeit in einer Klinik ist zu einer kleinen Operation, so frage man nicht: was für eine Operation denn? Sonst muß der arme Ehemann antworten: Blinddarmentzündung, und das wäre eine Lüge. Im Krieg war man gewohnt von Oberschenkelschüssen, Gesäß-Steckschüssen und choleraartigem Durchfall zu reden, auch in Damengesellschaft. In Friedenszeiten muß man das den Ärzten überlassen.

Grobe Ausdrücke, ordinäre Kraftworte und Redewendungen, die man sich vielleicht beim Militär angewöhnt hat, muß man schleunigst wieder aus seinem Sprachschatz streichen. Der Priester soll sich in diesem Punkt auch im vertrauten Kreis, unter Kollegen, nicht gehen lassen, sonst vergißt er sich vor Laien oder gar vor

Jugendlichen. Der Priester hat andere Möglichkeiten, seine Männlichkeit zu beweisen, als durch übelriechende Kraftausdrücke.

Wenn man selbst krank ist, gebe man den teilnahmsvollen Besuchern keine zu eingehenden Auskünfte. Krampfadern, Hämorrhoiden und Blasenverstimmungen behält man für sich. Man hat mit Zirkulationsstörungen zu tun oder mit den Füßen oder mit dem Magen, das genügt für den Fragesteller, auch wenn es anatomisch nicht ganz richtig ist.

Wenn es heiß ist, schwitzen auch die Geistlichen, und die ganz besonders wegen ihrer schwarzen Kleidung. Aber man erzählt nicht davon. Wenn man es schon sagen muß, so klage man darüber, daß man ein wenig erhitzt sei.

Das alles ist nicht Zimperlichkeit und altjüngferliche Unmännlichkeit, sondern Anstand und Rücksicht. Es gibt Leute, denen es peinlich ist, wenn in ihrer Gegenwart von Schweißfüßen und schleimigem Auswurf gesprochen wird, besonders beim Essen. —

Sehr schwierig ist jegliches Reden über alles, was mit dem Sexualgebiet zusammenhängt. Der Seelsorger kann diesem Gebiet nicht überall ausweichen, aber er muß, um den Anstand und das Zartgefühl nicht zu verletzen, auf zwei Dinge achten. Das erste ist, sich immer dezent ausdrücken, nicht zu brutal und nicht zu fachmännisch. Das zweite ist, das sexuelle Gebiet nur

dann berühren, wenn es wirklich notwendig ist. Also niemals in der alltäglichen Konversation, wo der Priester nicht als Seelsorger spricht. Sexualfragen sind kein Unterhaltungsstoff. Und in der Seelsorge ist es hier besser, per defectum zu fehlen, als per excessum. Der Jugendseelsorger, der seine heranwachsenden Schützlinge mit Sexualweisheit überschüttet; der Priester, der ständig über die unsittliche Kleidermode redet und dabei zeigt, daß er sich fortwährend damit beschäftigt und jedes Frauenzimmer genau in Augenschein nimmt; der junge Prediger, der seinen Vorträgen mit heiklen Themen eine billige Würze gibt und dabei eine staunenswerte Belesenheit auf allen Gebieten der Sexualethik und des Ehelebens verrät, sind lauter unerfreuliche Erscheinungen. Der ernste, erfahrene Volksmissionär weiß was er zu sagen hat. Aber seichtes Geschwätz über pikante Dinge auf der Kanzel und anderswo ist nicht nur gegen die pastorale Klugheit, sondern auch gegen den Anstand.

AFFEKTIERTHEIT

Das Zerrbild des Anstandes ist die Affektiertheit.

Affektiert heißt in der Grundbedeutung erheuchelt, etwas äußerlich zur Schau tragen, das nicht vorhanden ist, sich den Anschein geben als ob. Nun aber hat die Heuchelei das an sich, daß sie übertreibt, und so verbinden wir mit dem Begriff affektiert nicht nur den des Unechten, sondern ganz besonders den des Übertriebenen.

Meister in jeglicher Affektiertheit sind die Damen, besonders ältere Jahrgänge. Wenn die Dame ein Lorgnon benützt, so tut sie es nicht weil sie kurz- oder weitsichtig ist, sondern weil es interessant und elegant aussieht. Die Herren haben zu diesem Zweck das Monokel erfunden. Auch die hohen Absätze gehören daher, wie so viele andere Modetorheiten. Denn die hohen Absätze haben nicht etwa den Nachteil, daß man damit nicht ordentlich gehen kann, sondern das ist gerade ihr Vorteil. Sie nötigen einen, recht gekünstelt und gequält einherzutänzeln und das will man.

Affektiertheit kann man fast überall anwenden. Beim Essen, indem man den kleinen Finger hinausstreckt; beim Gehen, indem man sich in den Hüften wiegt oder die Fußspitzen übermäßig weit nach auswärts kehrt; beim Stehen und Sitzen, indem man gesuchte Posen einnimmt, die Arme

kühn verschränkt, den Kopf stolz zurückwirft; beim Sprechen, indem man äh ... äh sagt, ein wenig hüstelt, Fremdwörter recht übertrieben französich ausspricht, Tableh sagt statt Tablett, Sigarre und Offisier statt Zigarre und Offizier. Manche sprechen jedes anlautende S im Deutschen so weich wie ein französisches Z. Der Norddeutsche tut das mit Vorliebe und daher klingt seine Sprache für süddeutsche Ohren oft affektiert. Andere schicken dem anlautenden D und B ein E oder N voraus: edanke, ebitte, ndominus vobiscum. Wörter aus der Papiersprache klingen im lebendigen Gespräch fast immer affektiert: derselbe, welcher, beziehungsweise, seitens, frug. Beim Grüßen, beim Händeschütteln kann man affektiert sein, überhaupt immer dann, wenn man sich bemüht, „fabelhaft liebenswürdig" zu erscheinen.

Wenn auf der Bühne oder im Kino ein Bischof oder ein Priester oder ein Mönch dargestellt werden soll, so fallen diese Gestalten meist schrecklich affektiert aus. Das kommt wohl weniger davon her, daß der Schauspieler meinen würde, diese Affektiertheit gehöre zum Auftreten eines Priesters, als daß er das echt priesterliche Auftreten nicht fertig bringt und daher in Unechtheiten und Übertreibungen verfällt. Immerhin ist auch beim wirklichen Priester die Gefahr, daß er glaubt, seinem Stand allerlei Geziertheiten schuldig zu sein, zumal fromme Geziertheiten.

Schön und würdig vorbeten ist keine leichte Sache, man will nicht ausdruckslos herunterleiern. Da ist nun die Gefahr, daß man in einen schmachtenden Deklamationston verfällt. Die salbungsvolle Art, in der manche (nicht-katholische) Geistliche das Vaterunser zu sprechen pflegen, hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. Dagegen ist es nicht affektiert, wenn man beim Vorbeten am Grab seine Stimme mäßigt. Allzu laut schallende Vaterunser berühren manche Trauergäste peinlich.

Auch auf der Kanzel kann man affektiert sein — und wie! Oder klingt es nicht geziert, wenn man die Männlein und Weiblein da unten jeden Augenblick „Meine Teuren" nennt? Dem Rhetorikschüler wird empfohlen, seine Handbewegungen auch einmal übungshalber vor dem Spiegel zu machen. Dem fertigen Kanzelredner jedoch sollte man es nicht anmerken, daß er mit dem Spiegel arbeitet, daß er genau weiß, wie schön sein Handgelenk, wie schlank seine Finger sind. Die Kanzelsprache ist natürlich etwas gewählter als die Umgangssprache; aber müssen in jeder Predigt die zarten Blümlein, Millionen Tautropfen und leuchtenden Kinderaugen vorkommen? Gelegentlich ein gutes Zitat anbringen, kann recht wirkungsvoll sein; aber soll man alle Augenblicke Goethe, Rilke, Rabindranath Ta-

gore auf die Kanzel bringen? Das ist doch zum mindesten affektiert. Sogar bei Schriftzitaten kann man des Guten zu viel tun. Wenn es in einem fort heißt: Wie sagt doch der Psalmist ... und wiederum ..., so würden die Hörer darauf gewiß gern verzichten. Ebenso wenn man auf der Kanzel plötzlich griechisch redet und Koinonia sagt statt Gemeinschaft.

Wenn ein Neupriester Primizanzeigen verschickt: „Priester des Herrn in Ewigkeit! Ich feiere meine erste heilige Liturgie am Soundsovielten" — ist das nicht geschwollen? Was würden wir zu einer Vermählungsanzeige sagen: NN teilt ergebenst mit, daß er sich mit Fräulein X zum großen Sakrament in Christo und in der Kirche versprochen hat?

Selbst in den alltäglichen Umgang kann sich fromme Affektiertheit einschleichen. Man muß nicht jeden Menschen mit einem erbaulichen Spruch entlassen wollen. Man braucht nicht bei jeder unangenehmen Nachricht zu seufzen: Wir stehen in der Hand der Vorsehung. Die Leute glauben es dem Priester schon, daß er fromm ist und übernatürlich denkt, auch ohne daß er es fortwährend betont. Ein geistvoller Schriftsteller schrieb über einen alten Pfarrer: Er trug seinen Gott tief im Herzen, deshalb hatte er ihn nicht immerfort auf der Zunge.

UNTER BRÜDERN

Jede Art von Zusammenleben verlangt Opfer. In der Familie ist das meist so eingerichtet, daß die Kinder sich fügen müssen, die Mutter sich absichtlich und mit Bewußtsein anbequemt und der Vater überall den Ton angibt. Das ist in der Familie ganz recht. Aber beim Zusammenleben von Mitbrüdern, wie es im Kloster oder auch im Pfarrhaus besteht, muß die Last des Sichanbequemens gleichmäßig verteilt sein. Natürlich hat dabei der Obere eine Sonderstellung. Auf alte oder kranke Herren nimmt man Rücksicht, entlastet sie, gibt ihnen überall das Beste, das Bequemste. Sonst aber soll alles möglichst gleichmäßig verteilt sein, oder vielmehr, man wird unter Brüdern nicht rechnen und rechten, nicht dem Mitbruder ein Zimmer streitig machen, ein Möbelstück, ein Bild oder was dergleichen mehr ist. In einer Kommunität soll es keinen Kampf ums Dasein geben, kein Recht des Stärkeren. In einer alten Klosterregel heißt es: Jeder soll damit zufrieden sein, wenn ihm das Schlechteste im Haus gegeben wird.

Man glaube auch nicht, daß man Vorrechte hat, weil man zwei Jahre älter ist als ein anderer. Im Seminar, ja, da schauen schon die vom vierten Jahr auf die vom ersten oder zweiten verächtlich herab; aber später muß diese Kinderei aufhören,

Noch weniger als Möbel wird man natürlich dem Mitbruder Arbeiten streitig machen, etwa eine Predigt, ein Begräbnis, ein Hochamt — oder gar eine gute Seele. Aushelfen soll man sich, so viel man kann, aber nicht auf Rechte pochen. Mit dem Anstand hat das insofern zu tun, als es dabei leicht zu heftigen Szenen kommen kann, und Szenen unter Mitbrüdern gehören zu den unerquicklichsten Augenblicken des Kommunitätslebens.

Mancher will sich rechtfertigen: Es gibt doch gewisse Fälle, wo man auch mit einem geistlichen Mitbruder deutsch reden muß. — Wenn unter „deutsch reden" verstanden werden soll: Szenen mit Stimmaufwand, persönliche Auseinandersetzungen im Kasernhofton, dann gibt es keine Fälle, wo das zu geschehen hätte.

Die Völker des Fernen Ostens, Javaner, Chinesen, Japaner, finden unsere westlichen Manieren höchst mangelhaft, weil der Europäer laut streitet, laut lacht, überhaupt laut redet. Sie sind uns da ohne Zweifel an Anstand überlegen. Bei uns ist man gar noch stolz auf seine Mannhaftigkeit, wenn man einem andern einen tüchtigen „Krach geschlagen" hat.

Es gibt auch Empfindlichkeitsszenen: Aufspringen bei Tisch, Türenzuschlagen mit anschließendem mehrtägigem Stillschweigen. So etwas sollte unter Geistlichen überhaupt nicht vorkommen. Auch geräuschlose Szenen sind für

die Beteiligten sehr peinlich. Auf eine harmlose Bemerkung hin gibt plötzlich ein Mitbruder seinem Stuhl einen Ruck, packt eine Zeitung, vertieft sich darin und sagt den ganzen Abend kein Wort mehr. Die andern schauen sich bedeutungsvoll an: Er ist wieder einmal beleidigt.

Übrigens ist nicht immer der „Beleidigte" zu verurteilen. Die andern kennen seine Eigenheiten und sollen sie nach Möglichkeit schonen. Jeder Mensch hat nämlich das Recht auf ein paar Eigenheiten.

Ist man tatsächlich einem Mitbruder gegenüber zu weit gegangen, so muß man nachher in irgend einer Form um Entschuldigung bitten. In leichten Fällen kann eine leise Andeutung genügen. Merkt man aber, daß der andere wirklich gekränkt ist, einerlei ob mit Recht oder Unrecht, dann muß man förmlich Abbitte leisten und nicht tage- oder gar wochenlang einen Zustand gegenseitigen Schmollens aufrechterhalten.

Am besten ist es, wenn der „Beleidigte" alsbald zu erkennen gibt, daß er sich nicht als beleidigt betrachtet. Zwei Mitbrüder haben bei Tisch über eine Pastoralfrage gestritten. Der eine ist etwas heftig geworden. Der andere sagt beim Aufstehen: Wenn Sie jetzt in Ihr Zimmer gehen, gehe ich mit, ich möchte mir ein Buch von Ihnen ausleihen. Damit zeigt er, daß der Fall erledigt ist, daß es überhaupt kein „Fall" gewesen ist.

In vielen geistlichen Gemeinschaften ist der

übliche Umgangston eine gegenseitige Neckerei. Das ist ganz recht. Das Tischgespräch oder die klösterliche Rekreation ist dazu da, die Beteiligten abzuspannen, zu erholen. Man will nicht von den Amtssorgen sprechen oder fachsimpeln, man will plaudern und lachen. Da ist eine leichte Neckerei hinüber und herüber das Natürliche. Aber man soll dabei die Grenzen wahren. Nicht jeder hat es gern, fortwährend wegen derselben Sache „aufgezogen" zu werden. Mitunter heißt es von einem Mitbruder: Der ist nicht glücklich, wenn er nicht gefoppt wird. Das müßte doch im einzelnen Fall bewiesen werden.

Bei der Unterhaltung achte man auch auf folgende Regel: In einem Kreis dürfen nicht zwei miteinander flüstern. Das ist für die andern beleidigend, denn es heißt so viel als: was wir uns zu sagen haben, dürft ihr nicht hören. Noch schlimmer ist es, wenn die beiden beim Flüstern einen Dritten anschauen oder gar zu kichern anfangen. Es geschieht das vielleicht ganz zufällig, die geflüsterte Unterhaltung geht über etwas ganz anderes; aber der Dritte bekommt das unbehagliche Gefühl, daß man sich über ihn lustig macht.

Wenn einer in einem größeren Kreis eine lange Geschichte erzählen oder gar die Zeitung vorlesen will, so muß er sicher sein, daß die andern das wünschen; das ist nämlich durchaus nicht immer der Fall. Umgekehrt aber, wenn einer vor-

lesen oder erzählen zu müssen glaubt, so sollen die andern schweigen. Es ist ein Kennzeichen feiner Erziehung, wenn einer versteht, sich mit Anstand zu langweilen.

Ähnlich ist es mit dem Radio. Gemeinsamer Radioempfang (seitdem er nicht mehr verboten ist) ist fürchterlich langweilig. Erst recht sollten Leute, die in Gegenwart anderer am Apparat herumdrehen und Sender suchen, eigentlich erschossen werden. Da das aber nicht geht, so muß man sie in Geduld ertragen.

Unter Mitbrüdern, wie unter Männern überhaupt, pflegt man sich keine Schmeicheleien zu sagen. Das heißt aber nicht, daß man nie ein anerkennendes Wort von sich geben soll. Wenn jemand eine größere Arbeit vollendet, ein Vereinsfest geleitet, einen Artikel geschrieben, eine Festpredigt gehalten hat, so verlangt es zum mindesten die Artigkeit, daß man beim nächsten Zusammentreffen irgend ein Wort des Glückwunsches, der Freude oder der Anerkennung dafür findet. Man denke nur: Ein Seelsorger kommt, noch erhitzt und beinahe fiebernd von der eben überstandenen — vielleicht glanzvoll geleisteten — Arbeit in den Kreis seiner Mitbrüder. Dort geht man ohne weiteres zur Tagesordnung über. Wirkt das nicht wie ein kaltes Sturzbad? Er dürstet förmlich — nicht nach Lob, aber nach Anteilnahme. Wie wohl tut es ihm da, wenn einer sagt: „Sie haben sich heute

ehrlich geplagt, gratuliere!" — Irgend etwas wird man doch auch nach der schwächsten Leistung sagen können. Das ist nicht Heuchelei, sondern Anstand. Und wenn man schon kein anerkennendes Wort über die Lippen bringt, dann kann man doch fragen: „Nun, wie wars? Alles gut gegangen?"

Die Lebensgewohnheiten des Mitbruders muß man achten, auch wenn sie einem unvernünftig oder lächerlich vorkommen. Der eine hat nicht gern Geräusch in seiner Nähe; dann vermeide man es Türen zuzuschlagen oder im Zimmer über ihm stundenlang auf und ab zu gehen. Der andere hat leicht zu kalt oder fürchtet sich vor Zugluft; dann reiße man nicht auf dem Gang, im Treppenhaus oder sonstwo beständig die Fenster auf. Man kann das eigene Bedürfnis nach frischer Luft befriedigen ohne anderen lästig zu werden, die dieses Bedürfnis nicht im gleichen Maß haben. Einer hält gern nach Tisch ein Schläfchen. Dann schiebe man nicht um diese Zeit im Nebenzimmer die Möbel um oder klopfe Nägel gerade.

Es gibt Sachen, die niemand gern ausleiht; darum soll man auch nicht darum bitten, um den andern nicht in Verlegenheit zu bringen. Dazu gehören die Schreibmaschine, der Füllfederhalter, der Rasierapparat und meistens auch das Fahrrad.

Das Zimmer des Mitbruders ist ein Heiligtum.

Man gehe nie in seiner Abwesenheit hinein, etwa um sich ein Buch auszuleihen, auch wenn das Zimmer nicht versperrt ist. Ist es unbedingt notwendig, ein fremdes Zimmer in Abwesenheit des Eigentümers zu betreten, so nehme man einen Zeugen mit und benachrichtige den Eigentümer so bald als möglich. Wenn man anklopft und der Mitbruder antwortet nicht „Herein", so gehe man wieder fort, auch wenn man sicher weiß, daß er zu Hause ist. Man fange nicht an zu poltern und an der Tür zu rütteln und zu schreien: Machen Sie auf, es bin nur ich! Man kann ja nicht wissen, warum er einen nicht haben will.

Kommt man zu einem Mitbruder und findet einen Besucher bei ihm, so verschwinde man sofort, auch wenn der Besucher keine Respektsperson ist. Ein Priester hat mit seinen Besuchern oft sehr ernste Dinge zu reden und ist dabei nicht gern gestört.

In guten Familien werden die Kinder zu allerlei Gefälligkeiten und Zuvorkommenheiten angeleitet. Sie müssen dem Erwachsenen die Tür öffnen und ihn zuerst hineingehen lassen; fällt einem etwas zu Boden, so müssen sie es aufheben; sie helfen einem in den Mantel, und wenn sie mit jemand auf der Straße gehen, halten sie sich auf der linken Seite und tragen ihm die Reisetasche. Solche Reminiszenzen aus der Kinderstube soll man als junger Priester den älteren

Mitbrüdern gegenüber beibehalten. Es handelt sich weniger um die tatsächliche Hilfe, meistens ist es bequemer den Mantel ohne fremde Hilfe anzuziehen; aber diese kleinen Formalitäten haben großen symbolischen Wert. Darum soll sich der Ältere auch gar nicht weigern, solche Höflichkeiten entgegenzunehmen und nicht immer sagen: „Machen Sie keine Geschichten!"

In einer geistlichen Gemeinschaft soll eine heitere Atmosphäre herrschen, sogar mit einem Schuß Humor. Der eigentliche Humor besteht weniger darin, daß man selbst gute Witze machen oder fremde Witze gut erzählen kann, als darin, daß man fähig ist, an den Dingen die komische Seite zu sehen und daß man daher gern lacht. Leute, die viel und natürlich lachen, hat man gern. Der Priester sei kein Spaßverderber und betrachte nicht bei jedem übermütigen Scherz seine heiligsten Gefühle als verletzt.

Am besten sind die sogenannten trockenen Witze, d. h. solche, die wie von selbst und natürlich kommen. Jegliche Affektiertheit und Gemachtheit zerstört den echten Humor.

Lustige Geschichten oder Schnurren zu erzählen ist nicht leicht. Vor allem dürfen sie nicht lang sein. In unserm nervösen Zeitalter hat niemand die Geduld, lange Erzählungen anzuhören, auch nicht komische. Ferner dürfen sie nur eine Pointe haben. Wenn man überflüssiges, komisch sein sollendes Beiwerk dazu gibt, ver-

dirbt man die Pointe. Dann darf die Geschichte nicht gar zu alt sein. Die meisten Witz-Erzähler scheinen gar nicht zu ahnen, daß man alle ihre Schnurren schon kennt und sie meist schon von Geschickteren hat erzählen hören. Wenn man in einer Gesellschaft von Konfratres sitzt, wo geistliche Spässe erzählt werden, hört man selten einen neuen. Man hüte sich also den Humoristen spielen zu wollen, wenn man nicht das Zeug dazu hat.

Es gibt eine Art von Witzen, die verschiedene Namen führt: Die einen nennen sie Witze aus dem dritten Band, andere sagen, man dürfe sie nicht in Damengesellschaft erzählen. Was ist nun von dieser Spezies zu halten? Vom Standpunkt der Moral ist die Sache nicht allzu schwer. Solang diese Witze nicht naturnotwendig verwerfliche Phantasiebilder erzeugen, und das tun sie doch für gewöhnlich nicht, ist nichts dagegen zu sagen, es sei denn, man erzähle sie vor Kindern oder gebe sonst ein Scandalum Pusillorum. Aber das ist es eben. Weil die Moral nichts dagegen sagt, scheinen manche, und gerade Priester, zu meinen, es sei überhaupt nichts dagegen zu sagen. Als ob es nicht auch noch einen Anstand gäbe! Und wenn man auch in diesen Dingen selbst recht robust ist, so darf man nicht vergessen, daß es immer Leute gibt, die ein so ausgeprägtes Schicklichkeitsgefühl haben, daß es ihnen peinlich ist, wenn man sie immerfort

zwingt, dergleichen Geschichten zu belachen. Man trifft mitunter alte Herren, bei denen das Aufspüren und Erzählen von solchen Geschichten zur wahren Manie geworden ist. Man mag nun über solche Witze denken wie man will, jedenfalls kann man als Mindestforderung aufstellen, daß sie wirklich gut und nicht nur deshalb lächerlich seien, weil ein ordinärer Ausdruck darin vorkommt, und schließlich, daß sie nicht allzu häufig seien.

IN DER SAKRISTEI

Die Sakristei hat eine ganz eigene Atmosphäre. Sie ist nicht die Kirche und gehört doch ganz zu ihr. Zwischen Kirche und Sakristei besteht eine Wechselwirkung. Wenn in der Sakristei keine Ordnung und Disziplin herrscht, leidet die Kirche darunter. Das Benehmen des Sakristeipersonals hängt aber wieder ganz davon ab, wie sich der Priester benimmt.

Wenn in der Sakristei laut geredet werden muß, achte man darauf, daß die Tür zur Kirche geschlossen bleibt, auch wenn gerade kein Gottesdienst ist. In einer größeren Sakristei muß überhaupt so leise gesprochen werden, daß jeder Priester dort ungestört seine Danksagung machen oder sein Brevier beten kann.

Wenn ein fremder Priester zu zelebrieren wünscht, soll man ihm bereitwillig entgegenkommen und ihn nicht hilflos stehen lassen. Es ist ja heutzutage oft die einzige Gelegenheit, wo wir noch die alte christliche Tugend der Gastfreundschaft üben können. Man weiß es aus eigenen Reiseerinnerungen, wie wohl es einem tut, wenn man in einer fremden Sakristei freundlich aufgenommen wird. Wenn gerade kein Meßdiener zur Hand ist, halte man es nicht unter seiner Würde, selbst zu ministrieren. Die Gläubigen sehen dann, daß es uns Ernst ist mit unserem Predigen, die Teilnahme am Meßopfer

hochzuschätzen. Es ist ein schöner Brauch in vielen Klöstern, durchreisende Priester nach der Messe zum Frühstück einzuladen.

Die heilige Messe lesen ist eine Anstrengung, körperlich und geistig. Die Gläubigen wissen das vielleicht weniger, aber der Priester spürt es, besonders wenn er älter wird. Daher kommt es, daß manche Priester vor und nach der Messe, wenn auch nicht gerade aufgeregt, so doch leicht gereizt sind. Man bemühe sich sehr, solche Reizbarkeit nicht merken zu lassen. Man sei in der Sakristei immer gütig und geduldig, auch gegen die Ministranten, selbst wenn sie Fehler machen und ungeschickt sind.

Freundlich sein gegen die Ministranten heißt aber nicht, daß man in jeder fremden Sakristei die Ministranten apostolisch bearbeiten oder gar für seinen Orden „keilen" soll.

Wenn Gläubige in die Sakristei kommen, um Meßintentionen zu bestellen, so zeige man, daß man das Scherflein der Witwe nicht verachtet, daß es einem aber hauptsächlich daran liegt, die Wünsche zu befriedigen. Man trage die Intention vor den Augen des Bestellers ins Buch ein, damit er sieht, daß man es sehr gewissenhaft nimmt.

Wenn man zur gewöhnlichen Zeit in den Beichtstuhl geht, achte man darauf, daß man nicht gerade vorher raucht. Oft wird es sich sogar empfehlen, sich eigens den Mund auszuspülen, besonders wenn man bald nach einer Mahlzeit in den Beichtstuhl geht. Die Pönitenten brauchen nicht zu wissen, was für eine Sorte Käse man gegessen hat.

Ebenso wie durchreisende Priester meistens dann kommen, wenn man sie am wenigsten brauchen kann, so wird man auch außer der Zeit gewöhnlich dann in den Beichtstuhl gerufen, wenn es einem am wenigsten paßt. Aber das darf man nicht merken lassen. Als ich 1917 ins Feld geschickt wurde, ging ich vor der Abreise in die nächste Kirche und bat um einen Beichtvater. Als er den Soldaten sah, sagte er: Ich habe gar keine Zeit, Sie wollen doch hoffentlich keine Generalbeicht machen? Er war dann sehr freundlich, aber ich habe mir doch damals vorgenommen (ich war schon Kleriker), wenn ich einmal Priester bin, werde ich mich bemühen, von solchen Einleitungen abzusehen.

Ähnlich geht es einem mit den Kommunikanten. Kaum habe ich mich hingekniet um meine Danksagung zu machen, kommt schon wieder eine, die eigens kommunizieren will, obwohl ich vor fünf Minuten ausgeteilt habe und sie in der Kirche war. Da gibt es nur eines: unerschöpfliche Geduld. Sacramenta propter homines, und zwar für die homines wie sie sind, nicht wie sie sein sollten.

Wir vergleichen uns sonst nicht gern mit Geschäftsleuten, aber in diesem Fall dürfen wir es tun. Dem Verkäufer im Laden wird als oberster

Grundsatz eingeprägt der „Dienst am Kunden“: immer freundlich, immer bereitwillig, mag sich der Kunde noch so absurd benehmen. Soll der Priester weniger, ich sage nicht Tugend, sondern Manieren haben als jeder Ladenjüngling?

Das Zelebret abverlangen ist immer ein wenig peinlich. Wenn kein Grund zu irgend einem Verdacht besteht, wird man es wohl unterlassen können, außer es bestehen in der Diözese besondere Vorschriften. Dagegen könnte man einen Priester, der ganz in Zivil kommt, abweisen, auch wenn er ein Zelebret hat.

In jeder Sakristei sollte eine ordentliche Gelegenheit zum Händewaschen sein, nicht nur das liturgische Lavabo. In großen Kirchen ist es sehr wünschenswert, daß mit der Sakristei ein eigener Toilettenraum verbunden ist.

Eine Tugend, die nicht nur in der Sakristei, sondern überall geübt werden muß, ist die Pünktlichkeit. Die Franzosen haben ein altes Sprichwort: Die Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige. Das heißt, auch wer an der Spitze steht, so daß sich alle nach ihm richten müssen, hat ein vorzügliches Mittel, den andern seine Rücksicht und Achtung zu zeigen, indem er sie nicht unnötig warten läßt.

In der Unpünktlichkeit zeigt sich nicht nur Faulheit, sondern ein häßlicher Egoismus, eine Verachtung der Mitmenschen. Auf den Bahnhof kommt der Mann rechtzeitig, weil ihm persönlich daran liegt, den Zug nicht zu versäumen; da wird er sogar recht nervös, wenn man ihn unterwegs aufhält. Aber einen Mitmenschen oder vielleicht hunderte unnötig warten zu lassen ist ihm gleichgültig.

Um pünktlich zu sein, muß ich immer so früh fortgehen, daß ich nicht nur im günstigsten Fall, sondern auch im ungünstigsten noch zurecht komme, z. B. wenn keine Trambahn kommt. Beim alten Militär wurde das den Rekruten eingeprägt, wenn sie Ausgang hatten: Wer zu spät in die Kaserne zurückkommt, erhält Mittelarrest, Gründe und Entschuldigungen gibt es nicht; jeder weiß das und soll daher rechtzeitig fortgehen. — Ja, auf diese Weise komme ich meistens viel zu früh an meinen Bestimmungsort und muß dann selbst warten! — Ganz richtig, und deshalb ist die Pünktlichkeit eine so schöne Übung der Nächstenliebe: selbst das Warten auf sich nehmen, damit andere nicht warten müssen.

Wenn ich also um zehn Uhr zu zelebrieren habe, darf ich nicht bis Schlag zehn in meinem Zimmer sitzen bleiben oder fünf Minuten vor zehn anfangen mich zu rasieren.

Dieselbe Rücksicht auf die Mitmenschen verlangt nicht nur, daß man rechtzeitig anfängt, sondern auch daß man rechtzeitig aufhört. Prediger, die kein Ende finden, Zelebranten, die für eine Kindermesse dreiviertel Stunden brauchen, sind Egoisten, genau so wie ein Hochschulpro-

fessor, der nach dem Glockenzeichen immer weiter redet, unbekümmert darum, daß seine Studenten noch andere Vorlesungen haben oder zum Mittagessen nach Hause gehen wollen.

Damit, daß in der Sakristei Stillschweigen herrschen soll, so daß man dort ungestört seine Danksagung machen kann, ist nicht gesagt, daß man die Danksagung immer in der Sakristei machen muß. Es ist sogar besser, wenn man sie in der Kirche macht. Auch das Brevier darf man in der Kirche beten. Deshalb weil wir dann und wann öffentlich beten, sind wir noch lange nicht wie die Pharisäer im Evangelium, die an den Straßenecken beten, um von den Menschen gelobt zu werden, denn bei uns gehört das Beten zum Amt. Die Leute sollen den betenden Priester zu sehen bekommen. Es ist in gewissem Sinn zu bedauern, daß sich heutzutage in geistlichen Instituten, besonders in den Klöstern, der größte Teil der Frömmigkeit in der Hauskapelle, sozusagen hinter verschlossenen Türen abspielt.

DER AUSHILFSPRIESTER

Wenn der Pfarrer aus dem nächsten Kloster einen Aushilfspriester bestellt, so soll er rechtzeitig genau schreiben, was dieser zu tun hat, besonders was für Predigten er vorbereiten soll. Es kann sehr peinlich sein, wenn man auch nur eine „kleine Ansprache" aus dem Stegreif halten muß.

Zu solchen Aushilfen werden oft junge Leute geschickt, die an die Rauheiten des Seelsorgerlebens, besonders auf dem Land, noch nicht gewöhnt sind. Der Pfarrer sorge dafür, daß der Gast nicht übermäßig angestrengt wird und daß er im Winter ein geheiztes Zimmer bekommt.

Der Aushilfspriester seinerseits soll keinen Augenblick vergessen, wozu man ihn gerufen hat: nicht als Visitator oder Reformator, sondern als Hilfe. Er sei sich immer bewußt, daß der ordentliche Seelsorger ihn an praktischer Erfahrung bei Weitem überragt. Den Gottesdienst soll er genau so halten, wie er in dieser Pfarrei gehalten wird, und nicht alles Mögliche als unliturgisch beanstanden.

Er äußere weder Lob noch Tadel und ziehe keine Vergleiche mit andern Pfarreien. Wenn er beständig davon erzählt, was er an diesem oder jenem Ort bei seinen Aushilfen erlebt oder gesehen hat, bekommt der Ortspfarrer das unge-

mütliche Gefühl, daß er später auch zum Gegenstand solcher Anekdoten gemacht wird.

Umgekehrt äußere sich der Pfarrer dem Ordensmann gegenüber nicht abfällig über andere Orden. Wenn er vor dem Kapuziner die Jesuiten kritisiert, wird der Kapuziner befürchten, daß der Pfarrer vor dem nächsten Jesuiten die Kapuziner kritisieren wird. Überhaupt sollen Weltpriester und Ordensleute immer mit aufrichtiger Hochachtung von einander denken und sprechen. Beide Teile haben allen Grund dazu.

Ein Landpfarrer ist oft recht einsam und es tut ihm wohl, wenn er einmal mit einem anderen Priester einen gemütlichen Abend verbringen kann. Der Aushilfspriester soll sich da nicht sträuben, selbst wenn es auf einen kleinen Tarock hinauskommt, und er eigentlich lieber Predigt studieren oder schlafen gehen möchte.

Zum Schluß gebe der Pfarrer eine anständige Vergütung, jedenfalls mehr als das bloße Reisegeld. Dem Ordensmann liegt zwar nichts daran, da er doch alles abliefern muß; aber sein Kloster ist meist auf solche Beiträge angewiesen.

LÄSTIGFALLEN

Andern lästig fallen kann man auf die mannigfachste Art und Weise, und es gehört eine unablässige Selbstzucht und ein ständiges, liebevolles Sichhineindenken in die Gefühle des andern dazu, um das Lästigfallen auf das unvermeidliche Maß zu beschränken. Dabei muß man sich in den andern hineindenken, wie er tatsächlich ist, nicht wie er vielleicht sein könnte oder von Rechts wegen sein sollte.

Lästig fällt man durch Äußerlichkeiten, schlechte Angewohnheiten, die den andern auf die Nerven gehen, zum Beispiel häufiges Räuspern, lautes Schneuzen und Nießen, Zappeligkeit, wenn man die Füße oder die Finger nicht ruhig halten kann. Wenn man alles in die Hand nimmt — was sich bei manchen Leuten so weit steigert, daß sie gedankenlos in fremden Sachen herumkramen, so daß nicht einmal der Schreibtisch vor ihnen sicher ist: Wer hat Ihnen denn da einen Brief aus Berlin geschrieben? darf ich die Briefmarke haben? Was haben Sie da für ein komisches rotes Buch? darf ich das sehen? — Wenn man beim Sprechen den Leuten zu nah auf den Leib rückt und sie gar noch anspuckt. Manche können auf der Straße nicht neben einem hergehen, ohne einen beständig zu bedrängen. Andere bleiben bei wirkungsvollen Stellen im Gespräch plötzlich stehen. Einige

sprechen und lachen überlaut, auch in einer Wohnung mit dünnen Wänden. Andere reden zu leise oder zu schnell. Die Eigentümer dieser Fehler ahnen meist gar nicht, daß sie solche besitzen.

Man muß darauf achten, daß man nicht dem andern durch scheinbare Kleinigkeiten Ekel verursacht. Also wenn man sich schon räuspern muß, nicht ins Taschentuch spucken; nicht sich am Kopf kratzen, daß die Schuppen herumfliegen; einen Pimpel im Gesicht aufdrücken, sich die Nägel putzen oder schneiden, an einer Hornhaut herumstochern. Solche Unarten können einem das Zusammensein mit dem besten Freund verleiden.

Sehr lästig ist es, wenn einer beim gemeinsamen Beten, z. B. im Chor, immer aus der Reihe hinkt, nachzieht, einen halben Ton tiefer oder höher als die andern laut betet, ebenso wenn einer laut murmelt oder seufzt während die andern still beten, oder wenn er sein Brevier laut wispert. Ganz verkehrt wäre es, wenn man glaubte, damit jemanden erbauen zu können. Charakterologen würden im Gegenteil aus solchen Anzeichen auf Egoismus schließen. Da man nun, je älter man wird, leider desto mehr zu Egoismus und Mangel an Selbstbeherrschung neigt, so muß man sich im Alter vor solchen Unarten ganz besonders in acht nehmen.

Derartige lästige Äußerlichkeiten sind meist ungemein hartnäckig und es braucht gewaltige Geduld und Ausdauer, um sie sich abzugewöhnen. Man kann dazu sogar das von den Aszetikern für die Ausrottung von Fehlern empfohlene Partikularexamen anwenden.

Es gibt Frauen, die einem vor lauter Herzensgüte keinen Augenblick Ruhe lassen. Bald nötigen sie einem einen Shawl auf, weil es zu kalt sei, bald einen andern Sitz, dann kommt plötzlich ein Tee, gegen die Heiserkeit, beim Hinausgehen bekommt man einen Schirm in die Hand gedrückt, denn es könnte vielleicht regnen, man bekommt unaufhörlich versichert, man sehe schlecht aus und muß hundert gesundheitliche Ratschläge über sich ergehen lassen. Das läßt man sich von Frauen zur Not gefallen. Männer versündigen sich meist nicht durch übertriebene Fürsorglichkeit. Und doch gibt es Herren, auch Geistliche, von denen man nie wegkommt ohne ein Gesundheitsrezept in der Tasche. Bekanntlich halten viele Geistliche große Stücke auf Naturärzte und Bauerndoktoren. Da hat man nun, ehe man sich's versieht, eine Tüte mit Teekräutern in der Hand, die für alle Zustände gut sein sollen. Das ginge noch an. Aber man wird bestimmt acht Tage später gefragt, wie einem der unfehlbare Tee angeschlagen habe? Da muß man dann lügen und das tut man nicht gern.

Übrigens ist Tee noch das Harmloseste. Aber

es gibt Leute, die einem auf das dringlichste empfehlen, man müsse Pech kauen, oder rohen Knoblauch essen, oder eine Lehmkur durchmachen.

Manche haben die Begleitwut. Überall wollen sie mitgehen, teils aus Höflichkeit, teils zum Zeitvertreib. Man hat, um endlich wegzukommen, eine faule Ausrede gebraucht: Man müsse in eine Sitzung oder so was. — Wo ist diese Sitzung? fragt der Hilfsbereite. — In der innern Stadt, antwortet man ausweichend. — Ei, das trifft sich schön, ich habe auch in der inneren Stadt zu tun, da kann ich Sie begleiten! — Und dabei hat der gute Mann auf der Schulbank Horazens Ibam forte via sacra gelesen und damals gewiß über den lästigen Begleiter des großen römischen Lyrikers gespottet und gelacht.

Andere peinigen einen aufs Blut durch Fragen. Man entschuldigt sich, man habe nicht früher kommen können, man sei verreist gewesen. — Verreist? Ei, wo waren Sie denn? — In der Steiermark. — Ja wo waren Sie denn in der Steiermark? — Potz tausend, wenn ich wollte, daß es alle Leute wissen, hätte ich's in die Zeitung gesetzt!

Wieder andere leihen einem jeden Augenblick Dinge, die man gar nicht haben will. Man hat sich aus Höflichkeit für ein Buch interessiert, das der andere gerade liest. Nun bekommt man es geliehen! Jetzt müßte man es aus Höflichkeit

auch noch lesen. Zum mindesten hat man die Schererei mit dem Zurückschicken.

Jemand um eine kleine Gefälligkeit bitten, ist durchaus nicht dasselbe wie lästig fallen. Man hilft gern, wo man kann, und empfindet es sogar als Beweis der Freundschaft und des Vertrauens, wenn jemand um einen kleinen Dienst bittet. Aber das muß mit Maß geschehen und die Gefälligkeit muß einen Sinn haben. Ich bin so unvorsichtig zu verraten, daß ich nächster Tage nach München fahre. Das hört ein guter Freund: Ei, da könnten Sie so gut sein, meiner Schwester ein kleines Paket mitzunehmen, sie wohnt gleich beim Isartalbahnhof. — Aber ich Unglücksmensch wohne in Schwabing, am entgegengesetzten Ende der Stadt! Mit der Post wäre das Paket schneller, billiger (denn mich kostet's die Trambahn hin und zurück) und ebenso sicher befördert worden und ich hätte keine Scherereien gehabt. Überhaupt andern Sachen mitgeben zur Besorgung! Wenn ich reise, nehme ich so wenig Gepäck mit als möglich, einen kleinen Handkoffer, eine Aktentasche oder einen Rucksack. Dieses Gepäckstück ist dann allerdings ganz vollgestopft. Welche Wonne, wenn ich im letzten Augenblick gebeten werde, zehn Konservenbüchsen oder einen Vogelkäfig oder ein Mikroskop mitzunehmen, oder gar etwas über die Grenze zu schmuggeln.

Ein gelehrter Freund schreibt mir: Da Sie in

Wien sind, möchte ich Sie bitten, im Staatsarchiv nachzufragen, ob dort die Akten des aufgehobenen Stiftes X liegen. — Gut, einem Gelehrten hilft man gern bei der Arbeit. Aber hätte der gute Mann nicht in der gleichen Zeit, wo er an mich geschrieben hat, an das Staatsarchiv selber schreiben können? Dort sind ja Beamte, die zu jeder Auskunft bereit sind, und mich kostet die Geschichte einen Vormittag.

Wie oft wird man als Priester darum gebeten, jemand eine Wohnung, einen Posten, eine Köchin, eine Sommerfrische zu verschaffen. Als ob man ein Vermittlungsagent wäre oder die Köchinnen so auf Lager hätte. Ich muß mich ja auch an irgend eine Organisation oder Vermittlungsstelle wenden, warum tut es also der, der die Köchin sucht, nicht direkt? Wozu braucht er einen Dritten? Es gibt Menschen, bei denen es weiter nichts ist als eine schlechte Gewohnheit, daß sie überall einen Dritten in Bewegung setzen. Und sie meinen dann noch Wunder wie praktisch und findig sie sind, und rühmen sich, wie gut es sei, überall Beziehungen zu haben.

Eine besondere Art von Belästigen des Nächsten ist das Aufnötigen von allerlei Frömmigkeit. Sie kommt bei Klosterfrauen vor, bei frommen Laien, aber mitunter auch bei Priestern. Da hat einer eine Gebetsbruderschaft, bei der er großen Trost findet und für die er Propaganda macht. Niemand wird etwas gegen Gebetsbruderschaften

einzuwenden haben. Aber das ist es gerade. Weil man nichts dagegen einwenden kann, kann man sich auch nicht dagegen wehren. Und die Bedingungen sind ja so leicht, nur drei Ave Maria im Tag! — Ja, wenn du der einzige wärst, der einem drei Ave Maria im Tag aufhalsen will. — Da ist irgendwo eine Klosterfrau im Ruf der Heiligkeit gestorben. Es sind Gebetszettel gedruckt worden und nun soll man diese verbreiten und dafür wirken, daß sie vielleicht einmal seliggesprochen wird. Vielleicht sind sogar noch besondere Verheißungen auf dem Zettel zu lesen. Und als Empfehlung wird einem gesagt, daß das kirchliche Imprimatur darauf steht. — Ja, das glaube ich gern, daß der Zettel nichts gegen Glauben und Sitte enthält, aber deswegen kann es doch lästig sein, wenn man von allen Seiten solche fromme Dinge angehängt bekommt.

Man kann sich auf diese Weise geradezu gefürchtet machen. Jedermann weiß, diesem Priester darfst du nicht zu nahe kommen, sonst bist du, ehe du dich's versiehst, in ein neues Skapulier aufgenommen oder hast deinen Gebetszettel oder deine Medaille. Und dabei muß man noch sehr erfreut und dankbar sein und darf beileibe nichts Geringschätziges äußern; denn er würde nicht unterscheiden können, daß du gegen Frömmigkeitsübungen, auch gegen seine, nichts einzuwenden hast und dich nur über die lästige Aufdringlichkeit ärgerst.

Mancher liebe Leser wird bei diesem Kapitel von Herzen zustimmen und dabei einen Seufzer tun über all die lästigen Menschen, fromme und nicht fromme, die einen auf Erden bedrängen. Dafür ist nun das Kapitel ganz und gar nicht geschrieben. Es handelt sich nicht darum zu wissen, daß andere lästig sind, sondern wie wir selber es vermeiden können lästig zu fallen. Im Gegenteil, andere, die lästig sind, muß man mit größter Geduld und feinstem Anstand ertragen. Wenn man das nicht kann, wenn man zu den Leuten gehört, denen alles auf die Nerven geht, die jeden schulmeistern wollen, an jedem etwas auszusetzen haben, dann ist man selber lästiger als alle vorher beschriebenen Typen zusammen. Man ist dann wie ein Stacheltier, dem niemand nahen kann ohne seinen Stich davonzutragen. Das ist der schlimmste Grad der Lästigkeit. In Süddeutschland nennt man solche Leute zuwidere („zwidere") Menschen, anderswo redet man von ekelhaften, unangenehmen Charakteren und meint damit dasselbe.

Zuwidere Menschen sind meistens gescheite Menschen, denen aber die Güte fehlt. Ihr Verstand und ihre scharfe Beobachtungsgabe befähigt sie, die Fehler der andern genau zu erkennen und schonungslos aufzudecken. Und das ist gerade das Lästigste an ihnen, daß sie fast immer recht haben, daß man ihnen deshalb nicht beikommen kann. Man hat in ihrer Nähe stets das

unbehagliche Gefühl, daß man auf seiner Hut sein muß, weil sie den kleinsten Verstoß sofort bemerken und unerbittlich rügen. Dieses Rügen äußert sich natürlich nicht immer auf der Stelle und nicht immer in scharfen Worten. Es äußert sich oft nur in einer Miene, in ihrem Verhalten, in der ungünstigen Meinung, die sie sich sofort über einen bilden und nachher bei allen Leuten herumtragen.

Zuwidere Menschen sind meist auch empfindlich, aber es ist nicht ganz dasselbe. Empfindlich ist fast jeder Mensch in irgend einem Punkt, es besagt, daß man sich leicht persönlich gekränkt fühlt. Dem zuwidern Menschen kommt es dagegen nicht so sehr darauf an, ob er persönlich angegriffen sein könnte. Es ist ihm um den Verstoß an sich zu tun, er fühlt sich in der Rolle eines Erziehers aller Nebenmenschen, oder noch besser eines Richters. Er spendet auch keineswegs überall Tadel. Er lobt sogar mitunter. Aber was für ein bedingtes Lob! Von einem neuangestellten Pfarrer sagt er: X soll seine Sache bis jetzt ganz gut machen. — Im Kloster N haben sie jetzt Gott sei Dank endlich einmal doch einen tüchtigen Prälaten. — Als ob man ihn darum gefragt hätte! Als ob er Visitator, Inspektor oder Kontrolleur aller Menschen wäre! — Bei den Kapuzinern soll im allgemeinen ein ganz guter Geist herrschen. — Gewiß herrscht dort

ein guter Geist, nicht bloß im allgemeinen, und auch ohne daß du es erst konstatierst!

Zuwidere Menschen sind die geborenen Kritiker. In jeder Suppe finden sie ein Haar. Bei jeder Tat vermuten sie minder gute Motive. Bei jedem Unternehmen sehen sie voraus, daß und warum es einmal schief gehen wird. Sie tun deshalb bei nichts mit, sind für gemeinsame Unternehmungen nie zu haben. Sie zerstören jede Begeisterung, jede Gemütlichkeit. Laß dich nie mit ihnen in einen Streit ein! Du ziehst den Kürzeren, sie setzen dich ins Unrecht.

Dem Zuwideren kann man nichts recht machen. Wehe einem, wenn man ihn zu bedienen hat oder sein Gastgeber sein muß. Bald ist etwas nicht richtig gekocht (denn der Zuwidere weiß alles, er kann auch kochen), bald ist etwas nicht sauber genug, dann stört ihn dieses und jenes, dann macht man wieder zu viel Umstände seinetwegen. Natürlich ist er immer sehr höflich und zeigt jedem auf hundert Meter, wie sehr er sich Gewalt antut. Häufig sind solche zuwidere, anspruchsvolle Menschen aus sehr bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen. Früher sind sie nie bedient worden, haben nie etwas zu sagen gehabt, und jetzt, wo sie ein bißchen was geworden sind, wollen sie die ganze Welt schulmeistern. —

Aber ist nicht bei den meisten Menschen an der Lästigkeit und an der Zuwiderkeit einfach

die Nervosität schuld? Sie sind eben nervös, da können sie doch nichts dafür!

Da liegt der Hase im Pfeffer. Jeder ekelhafte Mensch entschuldigt sich vor sich und andern damit, daß er nervös sei, wenn er es überhaupt ahnt, daß er zuwider ist und es einer Entschuldigung für wert hält. Als ob die Nervosität ein Freibrief wäre für jedwedes zuwidere und lästige Benehmen. Das wäre gerade so wie wenn ein Trinker sagen würde: Ich kann nichts dafür, daß ich immer betrunken bin, ich habe eben Durst. Oder ein Faulpelz: Wie kann ich das ändern, daß ich nie zu einer Arbeit komme, ich bin eben träge!

Die Alten haben für diese sogenannten Naturanlagen, für die man nichts kann, das richtige Wort gehabt: Hauptsünden! Nur leider haben sie die Nervosität noch nicht gekannt, sonst hätten sie sicher eine achte Hauptsünde daraus gemacht. Denn was ist sie anders, als eine Quelle von unzähligen Fehlern und wirklichen Sünden, besonders gegen die Liebe? Sie muß bekämpft werden, wie jedes andere Laster, wie jede andere Versuchung, mit Feuer und Schwert.

Als ob das nicht möglich wäre! Es gibt genug Menschen, die hochgradig nervös sind, im medizinischen Sinn, Nächte lang nicht schlafen können, die tollsten Schmerzen haben, unter Gemütsdepressionen leiden, oft zu keinem klaren Gedanken fähig sind — und dabei sind sie die

Liebenswürdigkeit selbst, kein Mensch merkt etwas von ihrem Leiden, sie sind teilnahmsvoll, hilfsbereit, bescheiden, zartfühlend, rücksichtsvoll, taktvoll, kurz, die angenehmsten Leute von der Welt. Und nun kommt so ein Fant daher, den ein guter Nervenarzt kaum eines Blickes würdigen würde, erlaubt sich die ärgsten Ungehörigkeiten, macht allen Menschen das Leben sauer und sagt, er kann nicht anders, er ist nervös.

TAKT

Was wäre wohl das höchste Lob für einen Menschen? Vielleicht, wenn man sagen kann, er ist vollkommen neidlos. Aber dann kommt gleich ein Lob, das fast so hoch ist: er hat Takt.

Was ist Takt?

Zunächst ist es ein Wort, mit dem viel Mißbrauch getrieben wird. Wer „fein“ sein will, besonders wer es noch nicht lange ist, redet gern von Taktlosigkeit und meint damit jeden Verstoß, jede Grobheit, jede Rücksichtslosigkeit. Und der Zeitungsschreiber sagt von der Schauspielerin: Sie gab ihre Rolle mit feinem Takt. Dabei denkt er wahrscheinlich an den Takt in der Musik und will sagen: sie gab die Rolle so, daß sie sich „harmonisch in das Ganze einfügte“, also etwa mit vornehmer Zurückhaltung.

Takt kommt vom lateinischen tangere, berühren. Es ist die Kunst, jemand an der richtigen Stelle zu berühren, und vor allem nicht an der falschen Stelle, nämlich nicht da wo es wehtut. So wie der Krankenpfleger wissen muß, wo er den Kranken anpacken darf, wenn er ihn aus dem Bett hebt, damit er ihm nicht unnötig wehtut.

Nicht jedes Wehtun ist taktlos, auch nicht jedes absichtliche. Auch der Arzt tut dem Kranken manchmal absichtlich weh. Wenn ein Vorgesetzter den Untergebenen zurechtweist, so mag

das wehtun, es mag sogar ungerecht sein, aber es ist nicht taktlos. Wenn er aber den Untergebenen daran erinnert, daß er ein armer Teufel ist, den man nur aus Gnade und Barmherzigkeit behält, oder wenn er ihm die Zurechtweisung unnötigerweise in Gegenwart anderer erteilt, dann handelt er taktlos.

Wenn in einer lustigen Gesellschaft ein Kahlkopf sitzt und ich necke ihn wegen seiner Glatze, so braucht das nicht taktlos zu sein. Wenn ich aber in Gegenwart einer kahlköpfigen Respektsperson Glatzenwitze erzähle, so wäre das taktlos. Warum? Weil es für den Betreffenden eine peinliche Situation schafft. Mitlachen kann er unter Umständen nicht gut, aufbrausen erst recht nicht, höchstens tun, als ob er nichts gehört hätte.

Also einem andern einen peinlichen Augenblick bereiten, ihn rot werden machen, so daß er nicht so sehr mich, als vielmehr sich selbst über alle Berge wünscht, das ist taktlos.

In einer Gesellschaft ist einer, dem gerade die Frau gestorben ist. Wenn ich nun aus lauter Mitgefühl immer wieder davon rede, ihn ausfrage, zu erzählen veranlasse, so kann ihn das möglicherweise erleichtern, es kann ihm aber auch sehr verlegentlich sein. Er möchte nicht vor andern Leuten seine Gefühle zeigen oder gar zu weinen anfangen. Dann wäre meine teilnahmsvolle Zudringlichkeit taktlos. Vielleicht ist es ihm

am liebsten, wenn über Gleichgültiges geredet, sogar ein wenig gelacht wird. Aber tolle Witze erzählen, so daß alle in die ausgelassenste Stimmung kommen, wäre wieder taktlos, denn da wüßte der arme Witwer nicht mehr, was er für ein Gesicht dazu machen soll.

Jeder Art von Leiden gegenüber braucht es Takt. Wenn einer ein entstellendes Gebrechen hat und ich frage ihn immerfort: Ja wie ist denn das geschehen? das muß doch sehr unangenehm sein! — dann bin ich zwar teilnahmsvoll, aber taktlos. Ebenso wenn ich ihm fortwährend behilflich sein will. Solche Leute haben es am liebsten, wenn man sie ganz normal behandelt wie alle übrigen. Ganz vergessen darf ich natürlich sein Gebrechen nicht. Ich darf ihn nicht zu einer Tennispartie auffordern, wenn er nur einen Arm hat.

Einer macht einen Krankenbesuch und will recht teilnehmend sein: „So, Angina haben Sie? Da geben Sie nur recht acht und schonen Sie sich. Mit Angina ist nicht zu spassen. Erst letztes Jahr ist ein Bekannter von mir daran gestorben, gerade in ihrem Alter!" — Solche taktvolle Teilnahme wird den Kranken zweifellos recht trösten!

Takt üben muß man auch Kindern gegenüber. Der taktvollste Erzieher ist sicher der beste. Besonders bei Heranwachsenden ist Takt am Platz, obwohl diese selber meist keinen haben.

Man muß bei ihnen übersehen können, wenn sie sich blamieren, sich lächerlich machen, darf sie nicht öffentlich beschämen oder zum Weinen bringen, darf ihnen nicht bei jeder Gelegenheit triumphierend zu Gemüte führen, daß sie noch dumme Kinder sind und daß man sie an Lebenserfahrung bei Weitem überragt.

Überhaupt, andern seine eigene Überlegenheit zeigen! Das berühmte: „Sehen Sie, was habe ich Ihnen gesagt. Sie wollten mir nicht glauben!" — Manchmal ist man dazu gezwungen, einen andern über einen Irrtum aufzuklären. Aber man vergesse nie: Unrecht haben ist peinlich, und schon gar, wenn einem der Irrtum nachgewiesen wird von einem Tieferstehenden, von einem viel Jüngeren oder weniger Gebildeten. Also, weil Unrecht haben peinlich ist, wird man sich meistens mit der stillen Befriedigung begnügen, recht gehabt zu haben, und wenn es unbedingt notwendig ist, den Irrenden zur Einsicht zu bringen; man wird aber nicht von ihm verlangen, daß er nun vor der ganzen Welt seinen Irrtum laut eingesteht. Man muß ihm die Möglichkeit lassen, sein Gesicht zu wahren. Ist er ein Ehrlichkeitsfanatiker oder hat er eine dicke Haut, so wird er sich nichts daraus machen, sich als überwunden zu bekennen. Aber das ist seine Sache und nicht meine. Ich muß ihn schonen. Daran scheitern so oft Versöhnungen. Wenn beide Recht oder Unrecht hatten, ist die Versöhnung nicht so schwer. Aber wenn der eine evident im Unrecht ist! Da darf man nie versäumen, ihm einen anständigen Rückzug zu ermöglichen.

Um dem Gegner zu ermöglichen, in Ehren abzuziehen, dazu braucht es Tugend, Edelmut, Selbstbeherrschung, Freiheit von kleinlicher Eitelkeit, wie man es denn überhaupt, um stets taktvoll zu sein, in der Tugend weit gebracht haben muß.

Andere Beispiele. Müller ist ein guter Freund von mir. Dienstlich ist er aber mein Vorgesetzter. Wenn ich taktvoll bin, werde ich im dienstlichen Verkehr weder Herrn Müller noch sonst jemand etwas von der außerdienstlichen Freundschaft merken lassen.

Gerade die Vorgesetzen sind gar oft der Taktlosigkeit ausgesetzt. Einer sitzt mit seinen Untergebenen gemütlich beisammen. Ein Untergebener benützt die Gelegenheit, allerlei dienstliche Wünsche oder Kritiken anzubringen, die er sich im strengen Dienstverkehr nie getrauen würde zu äußern. Ist das mutig oder schlau? — Nein, es ist taktlos.

Ein Vorgesetzter hat mir etwas Unangenehmes zu sagen gehabt. Ich merke, daß es ihm sehr peinlich war und er sich bemüht hat, mir nicht weh zu tun. Ich denke: jetzt ist er in der rechten Stimmung, und bitte ihn um eine kleine Gunst, die er mir sonst nicht so leicht gewähren

würde. Ist das nicht schlau? — Nein, es ist wieder taktlos.

Es ist die Rede von Kindererziehung. Ich verkünde die These: Wenn Kinder mißraten, sind immer die Eltern schuld. Und neben mir sitzt ein Vater, der einen etwas verunglückten Sohn hat. Vielleicht ist der Vater tatsächlich schuld, aber es ist nicht taktvoll, in seiner Gegenwart so etwas zu sagen. Helfen kann es ja doch nichts.

Ein Geistlicher hat mit einem Lehrer Verdruß gehabt. Nun macht er im Kreise der Mitbrüder seinem Ärger Luft und behauptet, alle Lehrer seien anmaßend und eingebildet. Es sitzt aber ein Kaplan dabei, der selber Lehrerssohn ist. — Vielleicht denkt der liebe Leser, so ein krasser Fall wird einem nicht leicht passieren. Und doch, wie oft macht man solche Schnitzer, wenn man nicht beständig auf der Hut ist.

Manchmal kann man freilich nichts dafür. Man ist nicht allwissend. Ich erzähle meinem Freund: Haben Sie schon so was gehört? Der Müller, der alte Sünder, soll sich verlobt haben! Und der Freund antwortet mir: Ja, mit meiner Schwester! — So etwas nennt man in manchen Gegenden Deutschlands und Österreichs: einen Moosbacher machen. Woher der Ausdruck kommt, weiß ich nicht. Ein guter Moosbacher kann sehr heiter sein. Man trachte aber doch, nicht zu den Leuten zu gehören, die ein besonderes Talent in Moosbachern entwickeln. Umgekehrt, wenn mir gegenüber einer einen Moosbacher macht, so werde ich, wenn ich taktvoll bin, es nicht merken lassen, und auf das Vergnügen verzichten, sein langes Gesicht zu sehen. Und wenn in meiner Gegenwart ein Moosbacher gemacht wird oder gemacht zu werden droht, so werde ich das Gespräch elegant auf ein anderes Geleise führen. Damit erweise ich beiden Parteien einen Dienst.

Viel schlimmer ist es natürlich, wenn man gar noch seinen Stolz darein setzt, absichtlich andern Unliebenswürdigkeiten und Taktlosigkeiten zu sagen. In einer Gesellschaft sitzt ein Jude, getauft oder nicht getauft. Einer läßt nun im Gespräch seinen antisemitischen Ansichten freien Lauf. Er rühmt sich nachher noch: es war ein wirklicher Jude dabei — der hat ein Gesicht gemacht, das hätten Sie sehen sollen!

Zum priesterlichen Takt gehört auch, daß man niemals die Ehrfurcht vor dem Heiligen verletzt. Es berührt die Leute meist überaus peinlich, wenn der Geistliche über heilige Dinge leichtfertig redet und scherzt, und zwar auch solche Leute, die sich persönlich nicht um religiöse Dinge kümmern. Vorfälle aus dem Seelsorgsleben soll man nicht als Unterhaltungsstoff benützen, auch wenn es sich nicht gerade um heiligste Dinge handelt, weil die Leute solches Reden als indiskret und unpassend empfinden. Es kann vorkommen, daß einem im Beichtstuhl etwas gesagt wird, ein ko-

mischer Ausdruck oder sonst etwas, worüber man herzlich lachen möchte, besonders bei Kinderbeichten. Unter Umständen könnte man es ruhig erzählen, ohne im mindesten das Beichtsiegel zu verletzen. Aber die Leute, namentlich Laien, würden es als irgendwie unpassend empfinden, daß man über solche Dinge überhaupt spricht.

Ganz taktlos ist es, wenn ein Geistlicher in Damengesellschaft Scherze macht über den Zölibat, etwa um Heiterkeit zu erregen so tut, als ob er mit einer Dame kokettiere. Er hält es natürlich für harmlose Selbstironie, aber den Laien, der vom Priesterstand eine viel höhere Meinung hat als wir gewöhnlich glauben, stößt solches Benehmen ab.

Mit Ausländern muß man immer sehr vorsichtig sein, um ihre Gefühle nicht zu verletzen, auch wenn sie uns noch so wohlmeinend und freundschaftlich entgegenkommen. Manche meinen, sobald sie einen Ausländer sehen, sie müßten die nationale Ehre wahren. Dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden, nur geschieht es am besten dadurch, daß man sich möglichst anständig und taktvoll benimmt. Nicht aber dadurch, daß man jedem Amerikaner die Zerstörungen unter die Nase reibt, jeden Franzosen daran erinnert, daß „wir" in Paris waren, jedem Ungarn oder Slaven auseinandersetzt, daß die alte Monarchie doch viel besser war als die

Nachfolgestaaten. Es ist durchaus möglich, daß der Ausländer längst nicht in allem auf der Seite seiner Regierung steht und vieles bedauert, was geschehen ist; aber von uns hört er es nicht gern sagen. Großmäulige Tiraden und kleinliche Sticheleien gegen das eigene Vaterland hört niemand gern.

Ebenso darf man dem auswärtigen Priester gegenüber niemals eine Kritik äußern über seine Diözese oder seinen Bischof, einem Ordensmann gegenüber niemals eine Kritik über seinen Orden, auch nicht über einzelne Mitglieder. Man tue das auch nicht in scherzhafter Form. Die Witze, die in geistlichen Kreisen über seinen Orden gemacht werden, kennt er ohnehin alle. Der Ordensmann seinerseits muß ebenso zurückhaltend sein. Wenn in seiner Gegenwart Zustände oder Persönlichkeiten in der Diözese kritisiert werden, so enthalte er sich jeglicher Stellungnahme. Alles das ist nicht etwa Diplomatie, sondern Takt.

Ja sind denn die Geistlichen so schrecklich empfindlich, daß man sich bei jedem Wort in acht nehmen muß? — Gewiß nicht, aber ich kann es im einzelnen Fall nie wissen. Ich muß mich immer so benehmen, als ob alle andern schrecklich empfindlich wären.

Häufig machen es nur die Zeugen, daß eine Rede taktlos wird: unter vier Augen hätte man es ruhig sagen dürfen. Das gilt besonders von

Zurechtweisungen. Wenn man einem Lehrer etwas Unangenehmes zu sagen hat, tue man es nicht in Gegenwart der Schüler, bei einem Mesner nicht in Gegenwart der Ministranten, bei einem Burschen nicht in Gegenwart von jüngeren, auch nicht von seinen eigenen Geschwistern.

So ließen sich noch eine Menge Gelegenheiten ausdenken, wo man taktvoll oder taktlos sein kann. Es ist aber nicht notwendig. Wer demütig ist und die wahre Liebe hat, der wird von selber taktvoll handeln, so wie die Heiligen oft wunderbar taktvoll waren, auch ohne das Wort zu kennen. Und wer Demut und Liebe nicht hat, dem könnte man tausend Fälle aufzählen, er bringt es höchstens zu einer gewissen Gewandtheit, die er nur dann anwendet, wenn es ihm der Mühe wert scheint.

Takt ist die beste Übung der Nächstenliebe. Hungrige speisen und Gefangene erlösen kann man nicht immer; aber taktvoll sein kann man in jeder Stunde ein paarmal. Und gegen alle Menschen, gegen Reiche und Arme, Gesunde und Kranke, Kinder und Greise, Freunde und Feinde, Gute und Böse — das ist keine leere rhetorische Aufzählung, man denke nur die einzelnen Kategorien durch. Und ganz gewiß gilt vom Takt, dieser feinsten und schwierigsten Art der Nächstenliebe, das Heilandswort: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das

habt ihr mir getan. Ich war traurig, arm, töricht, jung, ich war ein Vorgesetzter, ein Freund, ich war ein Andersgläubiger, ein Feind, — und ihr habt mich taktvoll behandelt.

INHALT